

Baron Münchhausen So war es, ungelogen!

Meine fantastischen Abenteuer
zwischen Eismeer, Harz und
Südsee

Band 3
Kap. 70-98 / Ende

© Willem de Haan



goettingerverlag 2013
goevag@gmail.com
ISBN 978BN 978-3-934103-48-1

Titelbild: Lecomte du Nouy: Traum des Eunuchen

Inhalt (Kapitel)

Band 1 - Kap. 1-28

- Zum Beginn unserer Bekanntschaft
- 1 Aufbruch
 - 2 Das will ich vorausschicken
 - 3 Lernstunden der Liebe
 - 4 Frühlingsfische
 - 5 Waldfee? Hexe? Teufelsweib?
 - 6 Mein anderer Franziskus
 - 7 Die Eroberung einer Burgherrin
 - 8 Meine Reise nach Russland

 - 9 Riskante Rast im Schnee
 - 10 Dreiundzwanzig erlebnisarme Frauen
 - 11 Hochzeitsgast in einem russischen Dorf
 - 12 Endlich in Sankt Petersburg
 - 13 Der Zarin zu Füßen
 - 14 Bei Hofe knistert überall Erotik
 - 15 Russische und indische Liebeskünste
 - 16 Allerhöchste Schokoladengelüste
 - 17 Im Hintergrund des Machtzentrums
 - 18 Kaiserliche Gewinnspiele

 - 19 Vertrauter und künstlerischer Berater
 - 20 Wir brauchen eine Bühne und Verkleidungen
 - 21 Fasziniert von Casanova – Eine Verführungsgeschichte (Übers.)
 - 22 Auch Starke brauchen Bestärkung
 - 23 Un(frei)williger Kriegsheld
 - 24 Tatarenleidenschaft
 - 25 Beim Sultan PP Konstantinopel
 - 26 Köpfen kann man immer noch
 - 27 Ein türkisches Muss: Ein Harem für mich
 - 28 Ich lebe gern mit vielen Frauen

Band 2 - Kap. 29-69

- 29 Jeder Alltag war ein Festtag
- 30 Die Flöte des Pan
- 31 Gewöhnungsbedürftiges
- 32 Für manches weiß ich eine Lösung
- 33 Kulturaustausch mit dem Reich der Pharaonen
- 34 Im Palast des Paschas
- 35 Ägyptische Freuden und Plagen
- 36 In goldenen Käfigen
- 37 Delfine zogen mich nach Griechenland
- 38 Stille Zeit und alte Bräuche

39 Begegnung mit überirdischer Schönheit
40 In die Welt hinausgeschleudert
41 In weiblicher Gefangenschaft
42 Strafverschärfung: Lieblingsgefangener
43 Schöpferisches Handeln hält hellwach
44 Der Schatz des Oberscheusals (Übers.)
45 Undankbare Flucht
46 Mediterranes Zwischenspiel
47 Ich erforschte den falschen Vulkan
48 Verblendeter und sofort bestrafter Eifer

49 Verlust der Erdschwere
50 Auf einem andern Stern
51 Die Muse des Gesanges
52 Befreiung durch Naturgesetze
53 Archäologen wurden Zeugen
54 Eingewöhnung in irdisches Leben
55 Jagdverhinderung in Bayern
56 Im schottischen Hochmoor
57 Frühstück für Nessie
58 Eisbären sind musikalisch und tanzfreudig
59 Unerwartete Freuden in Polarnächten

60 Tigerjagd in Bengalen
61 Literatur als Überlebenshilfe
62 Nächtlicher Kampf mit Berglöwen
63 Liebe macht manchmal erfinderisch
64 Dichtertreffen (Reportage)
65 Der König mit dem Knall (Satire)
66 Delikate Mission: Königlicher Vorkoster
67 ...und her wider unz an Ungerland
68 Heilige in der Kirche, Dame im Salon, Teufel im Bett
69 Cervantes-Novelle: Esperanza kennt die Männer (Übers.)

Band 3 Kap. 70-98 / Ende

70 Dagmars unwiderstehliche Strategie
71 Mit Wanda und Ewa im Schweizer Schnee
72 Erotisches Krisen-Komitee
73 Königlich-Niederländisches Liebesnest
74 Tarantella tanzen in Tarent
75 Liebesverse der Sappho (Übers.)
76 Irgendwo in der Südsee
77 Lernbereite Kannibalkinder
78 Seminare unter Palmen
79 Manchmal hilft uns auch ein Schurke
80 Das Geschenk des Zauberers
81 An Bord eines Seeteufels
82 Von Bremen aus heimwärts
83 Hexenwerke im Harz?
84 Über Göttingen und Kassel zu anderen Reise-Erschwernissen
85 Unmögliches sofort geglaubt: Herausziehen am eignen Schopf
86 Im heiligen Köln
87 Säulenheilige am Dom

- 88 Liebesarien
- 89 Ein Abend mit lauter Fragen
- 90 Was soll ich in Amerika?
- 91 Wiedersehen mit Mahajusha
- 92 Im Wein wird doch Wahrheit sein?
- 93 Eulenspiegel in Heidelberg
- 94 Außen Wasser, innen Wein
- 95 Mahajusha schenkt mir Flügel
- 96 Poetisches Duett mit japanischen und chinesischen Versen (Übers.)
- 97 Mahajusha schenkt mir Flügel
- 97 Tiefschläge aus heiterem Himmel
- 98 Spätes Wiedersehen in Göttingen

Nachwort, das nach 230 Jahren manches erklärt: Über den Baron Münchhausen, den Verleger und mögliche Verfasser der Münchhausen-Geschichten. Und über dieses Buch

Quellen für die Nachworte
Lesungen und Buch-Bestellungen
Rollentauschmöglichkeiten
Sach-, Personen- und Ortsregister,
Veröffentlichungen des goettingerverlags

70. Dagnars unwiderstehliche Strategie

Meine Seereise nach Dänemark war niederschmetternd missraten. Die Fahrt war stürmisch verlaufen, die Orientierung in den dänischen Gewässern war schwierig und unerfreulich, weil wir in zwei Nothäfen an mürrische Seebären geraten waren, und zudem hatte sich unser Koch als sauffreudiger Stümper erwiesen.

Es regnete seit Wochen unaufhörlich und heftig, kurz, wir waren missgelaunt und sahen alles trübe. Endlich am Ziel, fanden mit mir noch zwei Männer aus meiner Begleitgruppe die dortige Königstochter zu dünn und reizarm. Ihre schmalen Hüften sahen für uns wenig gebärfähig aus. Auch unsere für eingehende Untersuchungen mitgeführten Ärzte hielten die geplante medizinische Mühe gar nicht mehr für nötig.

Gegen den Rat unseres Botschafters täuschte ich den Ausbruch einer Krankheit vor, die man für die Pest halten konnte. Trotz ihrer Enttäuschung schienen daraufhin alle erleichtert, dass wir rasch abreisen wollten. Nein, so dachten nicht alle: Prinzessin Dagnar hatte beschlossen, ihre Chancen für eine vorteilhafte Vermählung nicht kampflos aufzugeben. Ich weiß nicht, wie sie das durchgesetzt hat, aber wir wurden nach wenigen Stunden von drei Kriegsschiffen gestoppt und vor einer kleinen Insel, die wir vorher im Nebel gar nicht bemerkt hatten, zur Landung gezwungen. Ein Kapitän und drei Offiziere kamen mit einem Boot an Bord und überbrachten einen Brief der Prinzessin.

Sie warnte uns vor einem aufkommenden Orkan und lud mich ein, mit meiner Begleitung noch für einige Tage ihre Gäste zu sein. Sie hatte ein Schloss auf der Insel, vor der wir ankerten. Zur Begrüßung brachten die Weißbemützten zwei große Körbe mit Champagnerflaschen mit.

Ich bat die Herren zu einer gehaltvollen Zwischenmahlzeit und einem ausgiebigen Stärkungstrunk in meine Kajüte und beriet mich derweil draußen mit meiner Reisegesellschaft. Wir wurden uns schnell in der Einschätzung einig, dass die auffällig höfliche Einladung der Prinzessin in Zusammenhang mit den drei uns im Fahrweg stehenden Kriegsschiffen gewertet werden musste. Zeit hatten wir ja, also stimmten wir zu. Und nun erlebten wir eine Bewegung, für die wir

noch kein passendes Wort wussten: es war ein fantastischer Erfolg für die Prinzessin, die mit ihrer Handlungsweise wahrscheinlich eine neue Beeinflussungsart erfunden hatte.

Ist dies schon Tölpheit, hat es doch Methode!

Zunächst wurde jeder und jede in meiner Truppe mit äußerster Umsicht empfangen und umsorgt.

Allen Männern wurden junge, charmante Frauen als persönliche Begleiterinnen vorgestellt, den Damen auf Wunsch je eine Frau oder ein Mann, die erklärtermaßen nichts mehr wünschten, als ihren Gästen jeden Wunsch rund um die Uhr zu erfüllen. Die Frauen trugen als Oberbekleidung Ketten aus Seidenblumen zu hauchdünnen Röcken; die für unsere zwei Damen bereit gehaltenen muskulösen Männer hatten ein Piratentuch um den Hals und ein imitiertes Bärenfell um die Hüften — so, als wären wir eher unterhalb des Äquators in brütender Hitze. Zu ihrer Enttäuschung wurden sie von unseren Damen nicht gebraucht.

Ich fand die Inszenierung etwas seicht, aber ich beobachtete, wie meine Begleiter das ihnen zugedachte ungewöhnliche Angebot aufnahmen: alle waren geschmeichelt und als ich sah, wie einige Männer die Figur der jeweiligen Dame abschätzten, ahnte ich, dass dies ein besonderes Abenteuer werden würde.

Wir mochten auch den Champagner; das Schloss schien damit angefüllt zu sein. Er war in jedem Zimmer reichlich vorhanden, immer erfrischend gekühlt, und dazu gab es immer knuspriges Weißbrot, Käse, Kaviar und südländisches Obst.

Dies alles genossen wir besonders nach unseren enttäuschenden Kombüsen-Erfahrungen.

Unerwartet bald nach meiner Ankunft und in einer absolut unmöglichen, aber deswegen auch wieder signalhaften Situation bekam ich meine erste Audienz-Einladung von der Prinzessin. Ich war schon eine Weile nicht mehr nüchtern ... Dagmar empfing mich in einem überwarmen Ruheraum neben der von mir und meinen Gefährten samt unseren persönlichen Helferinnen gerade genossenen Sauna. Wir hatten sie nicht unter uns bemerkt und ich erkannte sie erst außerhalb der Dampfnebelschwaden. Die sie begleitenden Frauen zogen sich zurück.

Prinzessin Dagmar war wie ich in ein Badetuch gehüllt und hielt zwei Gläser mit Champagner in den Händen. Zuvor aber hielt sie mir wie einem vertrauten Freund ihre Wangen zu Küssen hin. Es war eine merkwürdig prickelnde Atmosphäre, es rauschte in mir, mein Kopf war vernebelt, ich küsste nicht nur wie in Trance ihre Wangen rechts,

links, rechts, und dann ihre geöffneten Lippen, ich öffnete auch andächtig ihr vor der Brust eingeschlagenes Badetuch und küsste langsam und ehrerbietig die große, perfekt runde Rosette ihrer linken Brust, die leicht und trotz der Hitze kühl in meiner Hand ruhte. Ein liebreizendes Bild!

Ich musste gleich noch einmal und jetzt beide Knospen küssen, die sich prall und erwartungsvoll aufstülpten.

Wir blickten uns ernst und erkennend, aber immer noch schweigend in die Augen; ihr Tuch war herunter gefallen, meines wohl schon vorher, sie gab mir ein Glas und wir ließen die Gläser zusammenklingen. Da standen unsere Körper aber schon sehr nahe zusammen, es gab nur noch einen sozusagen gewachsenen Abstand — anfangs, und dann habe ich sie langsam in die Arme und ihren Schoß und ihren mir offensichtlich wohlgesonnenen festen Hintern höher genommen — und fand mich innig aufgenommen und willkommen.

Während wir uns verzehrend küssten, suchte und fand ich, von ihr kraftvoll geleitet, den zauberhaften, engen, tiefen Weg in den Ursprung des Lebens und fühlte mich wie in den ja auch hängenden Wundergärten der Semiramis.

Als ich wieder einen Lichtblick hatte im mich umtosenden Strudel, saß sie mit ausgebreiteten Armen champagnerbenetzt auf mir, mit geschlossenen Augen glücklich lächelnd; wir waren innig vereint, und ihr blondgelocktes, aufregend zotteliges Haar fiel bis tief über ihre zierlichen Brüste mit den mich sowieso immer begeisternden großen und runden Rosetten herab.

Und Dagmar sang. Ihre Stimme klang dunkel und warm und seither bin ich von Altstimmen bezaubert.

Ich blieb vier Tage mit Dagmar allein in ihren Gemächern, nein, nicht ganz allein: ihre Dienerinnen huschten vorbei, brachten Speisen und Getränke und schafften unauffällig etwas Ordnung. Das war bei Dagmars Angewohnheit, vieles einfach wegzuschleudern, einsehbar. Als sonst Einziger hatte unser Maler Tag und Nacht Zugang zu uns, weil er ja einen festen Dokumentationsauftrag hatte. Wenn er mich bat, mich für einen Augenblick aus Dagmars Umarmung zu lösen, betrachtete ich sie staunend und mit der wachsenden Gewissheit, von dieser Frau verzaubert worden zu sein. „Im stillen Wasser sind die größten Fische“, sagt man hier und ich kann nur zustimmen.

Der Maler durfte alle Szenen festhalten, aber einige Male bekam er von ihr oder von mir eine Decke über den Kopf geworfen, wenn wir etwas für uns behalten und auskosten wollten; das war nicht selten.

Dagmar sang. Und ich wurde süchtig nach ihren Liedern. Nur nach

ihren Liedern? Liebgewordene Damen und meine Freunde, ich kann das immer noch nicht nüchtern erklären: Ich erlebte diese Frau nicht nur als Person, sondern für mich jedenfalls damals unerklärbar, weil noch nie so erlebt, auch „räumlich“ als Zirkus, als Karussell, als Vulkan, als Geysir, als durchziehende Theatertruppe, als Hexentanzplatz ...

Wir spielten rasch entworfene klassische und erfundene Szenen, überboten uns in fantastischen Spielen mit improvisierten Kostümen, vertrauenswürdigen Statisten und verfremdender Dekoration — und alles endete immer in einem erotischem Sturm, der uns beiden schier die Luft nahm.

In diese Stimmung passte meine zärtliche Zeremonie. Dagmar fand sie sehr sinnvoll und gab mir einen starken Satz für den Kronprinzen mit. Ich darf ihn Euch nicht sagen, weil es Staatsgeheimnis ist, aber Ihr könnt ihn vielleicht erraten.

Diese wunderreiche Frau hatte ich für zu dünn und schwach und kalt gehalten, für reizlos und langweilig! Und das grüne Dänemark hatte ich für eine nasskalte Inselgruppe gehalten, auf der die Nordmenschen tiefverhüllt immerzu frieren, freudlos dahinleben und nie etwas zum Lachen finden. Diesen voreiligen Fehler bereue ich und würde ihn gern wieder gutmachen. Ich habe mich bei Dagmar entschuldigt und ich entschuldige mich nachträglich im Namen meiner Begleitung für meine frühen Fehlurteile bei allen Dänen und bei all denen, denen die Dänen und die den Dänen lieb und teuer sind.

Am Morgen des fünften Tages weckte mich Eve-Marie auf ihre und meine Lieblingsart: sie schlüpfte ohne ihr Nachtgewand zu mir und legte es darauf an, sich behutsam in meinen Traum zu drängen. Meistens gelang dies und wir wurden noch im Traum eins und ich durfte mich in ihrem unergründbaren, mich immer verzauberndem Schoß zuhause fühlen. Als ich später die Fensterläden aufstieß, sah ich, dass die dänischen Schiffe fehlten. Dagmar war ohne Abschied aus meinem Leben gegangen, und, als hätte es meine Zeit mit ihr nicht gegeben, war Eve-Marie wieder da. Ob die Frauen sich verständigt hatten? Was wissen wir von Frauengeheimnissen!

Ich wollte ihr Dunkel nie durchdringen. Eve-Marie war wieder an meiner Seite und ganz von selbst fanden unsere von der allwissenden Natur dafür vorgesehenen Berührungsflächen wieder zueinander. Wir lächelten uns an; die Diener brachten ein opulentes Frühstück, wir tauschten kleine und größere Zärtlichkeiten aus und wurden uns wortlos und für lange Zeit auf diese Weise einig, dass wir viel nachzuholen hatten. Stunden später, auf hoher See, las ich der Gräfin die erste Fassung meines Berichts an den König vor. Sie

lachte: „Wenn Du das so deutlich befangen berichtest, wird man Dich hängen.“ Ich formulierte also vorsichtiger.

Ein halbes Jahr später wurde in Paris eine glanzvolle Verlobung gefeiert. Ich saß weit vom hohen Paar entfernt und konnte nur kurz in Dagmars Nähe kommen. Ich war nicht sicher, ob sie mich bemerkt hatte, aber dann hörte ich trotz des Tanzlärms ein Champagnerglas zersplittern. Für mich war es ein heimlicher Gruß.

71. Mit Wanda und Ewa im Schweizer Schnee

Die Einladung nach Krakau kam im November — in der trostlosesten polnischen Jahreszeit, wenn dort alle Wege in Schlamm oder Schnee versinken. Der polnische Botschafter konnte unsere Bedenken nicht entkräften, aber wir kamen zu einem Kompromiss: Prinzessin Wanda war bereit, mich in Österreich zu treffen, in einem Schloss ihrer Tante Sophie-Cäcilia. Sie machte dort einen ausgedehnten Besuch. Ich fand dieses Angebot günstig und freute mich, den beschwerlichen Weg in die polnische Hauptstadt sparen zu können. Als ich bei ihrer Tante ankam, war Prinzessin „Wanja“ (so nannten sie alle) schon seit dem Herbst in die Schweiz weitergereist „aus gesundheitlichen Gründen“; ich sollte ihr ins Wallis nachreisen. Die Fürstin bat um Verständnis für Wanja und schilderte sie als eine bezaubernde und liebenswerte junge Frau. Wandas Freundin Ewa erwähnte sie gar nicht.

Inzwischen war es Ende November. Auf der Reise in die Schweiz gerieten wir tief in den Schnee.

Das uns als „drei oder vier Schlittenstunden links hinter Chur“ beschriebene Dorf war schwierig zu erreichen; ohne die uns mitgegebene detaillierte Landkarte mit genauen und der sinnvollen Erläuterung „achtet auf den alten Kirchturm von St. Peter“ hätten wir das einsame Bergnest nie gefunden. Es lag nämlich nicht im Wallis, sondern in Graubünden, oberhalb eines herrlichen Tals, aber eben ganz schön tief in der östlichen Schweiz.

Wir sind dem Rat eines Wirtes gefolgt, bereits in Chur Vorräte einzukaufen, denn ein Geschäft gäbe es „da oben“ nicht. Ich packte,

natürlich auf Staatskosten, mit Hilfe meiner Begleiter einen stattlichen Vorrat zusammen, für den wir dann einen eigenen Schlitten mieten mussten: gut acht verschiedene Weinsorten (drei weiße haben wir vorher gekostet, die roten mochte ich nicht der Kälte aussetzen), Champagner eines mir noch nicht bekannten Namens, einige feste Käsesorten, Mengen des noch nicht feingeschnittenen, luftgetrockneten Bündner Fleisches, einige eingefrorene Rehrücken, vereistes Gemüse und Fische, darunter meine Liebessorten Felchen und Forellen und natürlich verschiedene Schokoladen.

In Chur haben wir uns noch einmal kräftig gestärkt. Weil es früh dunkel wurde, habe ich uns noch eine Nachtruhe in Gasthäusern der kleinen, verwinkelten Altstadt genehmigt. Diese Rast hat uns allen gut getan. Die Gräfin und ich haben uns, weil in der Herberge, die wir uns ausgesucht hatten, ein größeres Fest lautstark gefeiert wurde, als Gäste in den mächtigen Komplex des Fürstbischöflichen Hofes eingeladen. Die Eminenz war gerade in Rom, ihr Verwalter zeigte sich von unseren Reisedokumenten beeindruckt; es waren schließlich auch Empfehlungen unseres Kardinals dabei.

Am nächsten Vormittag mussten wir uns das erhofft letzte Stück unserer Strecke mit Bauernschlitten in dieses wirklich weltabgeschiedene Dorf ziehen lassen. Es schneite unaufhörlich. Warum die Prinzessin sich in dieser zugeschneiten Einsamkeit versteckt hielt, blieb mir dunkel. Ob sie mich und uns mit der Wahl dieses Ortes auch auf unsere Ernsthaftigkeit hin prüfen wollte? Wahrscheinlich hatte ihr irgendjemand diese Landschaft empfohlen. Meine Geduld wurde arg strapaziert. Meine Begleiter hatte ich bis auf Eve-Marie und Chantal, eine besonders geschickte und zu allen Arbeiten bereite Hofdame, zunächst unten im Tal gelassen; sie sollten alle nach drei Tagen nachkommen.

Wir fragten oben in einem Bauernhof nach polnischen Besucherinnen, erhielten aber nur Hinweise auf eine deutsche Familie, die sich in einem Chalet eingemietet hatte. Diese Familie erwies sich dann doch als Prinzessin Wandas Begleitung; neben ihrer Freundin Ewa waren das eine Kammerfrau und eine Köchin.

Nicht zu vergessen war da noch Jagello, ein beeindruckend großer Neufundländer als offensichtlich persönlicher Beschützer der Prinzessin, der mich gleich in den Schnee warf und seine Rolle überzeugend bewies. Die Prinzessin rief ihn vergeblich zurück. Ich raufte lange mit ihm und erreichte schließlich, dass er mich akzeptierte.

„Halten Sie sich an die Gewohnheiten des Alten Fritz?“ fragte ich, als ich aufstand und den Schnee aus meinen Kleidern klopfte.

„Wie meinen Sie das?“ wollte Prinzessin Wanda etwas unsicher

lächelnd wissen.

„Nun, der Preußenkönig ließ Besucher gern von seinen Hunden beschnuppern; wen sie nicht mochten, der wurde gar nicht empfangen.“

Alle lachten und wir wurden jetzt unverkrampft behandelt. Ich fand bald heraus, dass die beiden jungen Damen schon viel Spaß miteinander gehabt hatten und bei jeder Gelegenheit gern lachten, sicher auch über mich. Jagello legte sich auf meine Füße; der Kamin verbreitete bullige Wärme. Wir saßen beim Kerzenschein und die beiden Frauen und ich kamen uns später über einem Käse-Fondue und beim „Grünen Veltliner“ zunehmend näher. Es ging heiter zu.

Ich bemerkte natürlich, dass beide Frauen sich so gekleidet hatten, dass ihre Brüste mehr als nur zu ahnen waren und ihre Röcke ließen es bei einigen eigentlich unnötigen Bewegungen zu, dass ich eine anregende Vorstellung von ihren Rundungen bekam.

Beide Frauen fand ich überaus attraktiv und erfreulich begehrenswert. Leider fühlte ich mich längst sehr müde. Prinzessin Wanda fragte uns nach dem Kronprinzen aus; sie und ihre Freundin wollten wissen, wie sein Charakter sei, ob er Erfahrung mit Frauen habe, ob er wirklich so draufgängerisch sei, wie er auf den mitgebrachten Porträts aussah und wann er wohl König werden würde.

Ja, Prinzessin, das ist meine wundervolle Aufgabe.

Als ich vor dem Chalet in Jagellos Gesellschaft noch eine Pfeife rauchte, trat Wanda in einem gehäkelten Umhang zu mir hinaus und fragte nach meinen ungeschickten Bemerkungen zum andauernden Schneefall unvermittelt „Und Sie müssen jetzt herausfinden, wie ich im Bett bin?“ Was blieb mir da anders übrig, als so undramatisch wie möglich zu sagen: „Ja, Prinzessin, das ist meine wundervolle Aufgabe.“

„Nun gut“, sagte Wanda, „finden Sie es heraus; aber vorher will ich mehr über Sie erfahren. Sie schlafen heute mit Ewa.“ Als ich sie verblüfft ansah, sagte sie mit einem bezaubernden Lächeln und schubste mich neckend: „Ich komme vielleicht später auch noch dazu. Sag „Wanja“ zu mir.“

War der „Grüne Veltliner“ schuld oder der vielleicht zu große Schuss Himbeergeist, der zum Fondue gehört — ich wunderte mich überhaupt nicht und fand alles völlig in Ordnung.

Der Diener und die Köchin begleiteten die Gräfin und die Hofdame in ein Nachbarhaus. Wir drei wollten noch vor dem Kamin miteinander plaudern und den Wein austrinken; wir hatten Jagello zum „Anstandsverantwortlichen“ ernannt; er erwies sich wie erwartet als großzügig,

als mein Kopf in Ewas Schoß lag und als ich Wandas Hüfte streichelte ...

Wir machten uns doch bald zur Nachtruhe fertig. Als ich noch einmal von draußen zurückkam, lag ein großer, aus sechs Schaffellen genähter Schlafsack vor dem Kamin. Ich legte mich hinein und fand ihn angenehm. Oben hörte ich die beiden Frauen lachen. Die Reise war anstrengend; das Essen und der Wein hatten mich zum Umfallen müde gemacht; ich bin gegen meinen Willen sofort eingeschlafen. Das Kaminfeuer glühte nur noch schwach, als ich wieder wach wurde. Ich musste noch einmal hinaus, zog mir dafür das Nötigste an und pinkelte draußen verdöst in den Schnee. Jagello nutzte die Gelegenheit zu ähnlichen Erleichterungen. Nachdem ich mir im Schnee die Hände abgerieben hatte, bemühte ich mich, leise zu sein, aber die schwere Türe quietschte und ich stieß gegen einen Stuhl. Aus dem Schlafsack kam ein verhaltenes Kichern.

„Grüezi, Ewa!“, sagte ich freudig, als ich in den warmen Schlafsack rutschte und dort eine bis zum Hals in wollene Sachen gehüllte Gestalt antraf. Das wuschelige Wollpaket rührte sich nicht und blieb stumm. War das nun Ewa oder Wanda? Was tut ein Mann von Welt in solch einer Situation? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass mir damals etwas ziemlich Verrücktes eingefallen war: Ich begann, leise ein französisches Liedchen zu trällern: „Après de ma blonde, qu'il fait bon dormir ...“

Dann fiel mir ein, dass Ewa schwarze Haare hatte und Wanja eher rote. Das wäre in dem schwachen Widerschein des Feuers aber nicht unterscheidbar gewesen. „Sing weiter!“, flüsterte die Wollmumie neben mir. Während ich das Lied leise weiter sang, begann ich, die hier völlig unnötige Verpackung der wohlriechenden Gestalt zu lösen. Sie verhielt sich zuerst steif und passiv, kam mir unter gutem Zusingen aber entgegen und barg ihren angenehm duftenden Kopf an meiner Brust. Jagello schnarchte vor unserem Schlafsack. Er wusste seine Menschen sichtlich gut aufgehoben und ihre Verständigungsarten waren nicht seine.

Als ich die Frau in meinen Armen von allem Entbehrlichem befreit hatte, begann sie, während wir uns küssten, mit langsamen, aber sicheren Bewegungen mein Hemd aufzuknöpfen und meinen Gürtel zu öffnen. Mein Mund machte sich neugierig daran, das fremde Gebiet näher zu erkunden. Ich tauchte schließlich in die Tiefen des Schlafsacks und nahm mit wohligem Erschauern war, dass ein anderer Mund auch auf Entdeckungsfahrt war.

Die beiden wohl gleich jungen Frauen hatten ungefähr die gleiche Figur, nicht zu schlank und noch nicht füllig: ich stieß mich bei ihnen

nicht mehr an Knochen und hatte durchweg Festes, bei den Brüsten sogar Süß-Schweres in der Hand und im Mund. Die beiden wären in diesem Halbdunkel kaum zu unterscheiden gewesen, aber ich war von der ersten Sekunde an sicher, dass Wanda zu mir gekommen war und ein besonders reizvolles Spiel mit mir spielen wollte. Ihr Kettchen mit dem Kreuz berührte einmal meine Nase, das gab mir Gewissheit.

Vielleicht habe ich das schon einmal erwähnt: Ich habe reifere Frauen immer den blutjungen vorgezogen, aber in dieser Nacht erweiterte sich der Stand meiner Erkenntnis. Woher hat ein so junges Weib diese fantastische Lusterfahrung oder ist dies eine herrliche, natürliche Begabung? Das fragte ich mich staunend, als wir unsere Lust wenigstens etwas gestillt hatten. Ich tat weiter so, als wenn ich sie für Ewa halten würde. Ich flüsterte in ihr duftendes Haar:

„Verzeih mir, Du Schöne, ich bin todmüde, bleib in meinem Arm und dulde meine Hände, wo sie sind. Und: Danke, dass Du zu mir gekommen bist. Ich liebe Deine Haut ...“

Der Schlafsack wärmte uns Unbekleidete vortrefflich. Ich blinzelte in den schneehellen Morgen und zog die Frau neben mir vorsichtig auf mich. Meine Hände streichelten ihren Rücken und alles Wohlgerundete weiter unten. Ihre Haare kitzelten mich. Ich versuchte sie wegzupusten, sie waren widerspenstig; als ich sie weg strich, sah ich, dass sie dunkel waren, nahezu schwarz. Ich war verwirrt: Dies war ja tatsächlich Ewa. Ich versuchte, ihr Halskettchen zu sehen: Ja, es war da. Die auf mir Liegende küsste mich schläfrig. „Guten Morgen, Du Lieber, wo ist denn Wanja?“

„Ich bin hier, liebe Leute“, sagte Wanda, die den vor ihr liegenden Jagello mit den Füßen kraulte und uns wohl schon länger von einem Sessel aus zugesehen hatte. Sie stand auf, ließ ihre Decke fallen, zog ihr Nachthemd aus und schlupfte zu uns in den Schlafsack. Sie war ziemlich kalt geworden und wir hatten Arbeit damit, sie aufzuwärmen. Was für Brüste, welch ein streichelweicher, sanft gewölbter Bauch — und was für ein wundervoller Schoß!

Ihre Augen lachten und mein Mund und meine Hände erkannten sie wieder. Sie flüsterte mir Liebes ins Ohr. Ihre Stimme klang warm und angenehm dunkel. Ewa verzog sich „mal eben“ nach oben, wir hatten einige unvergessbare Augenblicke für uns; wir klebten, nachdem wir den Atem nehmenden „Kleinen Tod“ erlebt hatten, lustvoll aneinander und dann - Deubel auch! - klopfte im unpassendsten Augenblick die Bäuerin mit dem Frühstück an die Tür. Wanda huschte hinauf und ich erschreckte die Bäuerin durch mein kurzes Hemd.

Aber sie lachte nur, warf Jagello, der sie freudig begrüßt hatte, ein

Stück Schinken zu und deckte geschickt und sehr anregend den Tisch.

Die folgende Nacht verbrachten wir gleich zu dritt, eben weil es in dem Schlafsack so herrlich warm war. Obwohl es mir schwer fiel, trank ich vorher keinen Wein und deshalb kann ich behaupten: Ich ließ in diesen Stunden nichts unversucht, um meine Kenntnisse über Polen und über Polinnen zu vertiefen. Bisher wusste ich kaum mehr, als was alle in den verbreiteten Vorurteilen zu wissen meinen: dass die Polen stolz und die Polinnen charmant, elegant und improvisationsbegabt sind. Ich weiß jetzt erheblich mehr, besonders über zwei entzückende junge Polinnen, die mich auf viele neue Gedanken brachten. Meine bisher gewachsene Erkenntnis war, dass ein König, sicher noch mehr als jeder andere Mann, eine fröhliche, anziehende, einfühlsame Frau braucht, die ihm seine Sorgen fortbläst, ihn klug und unaufdringlich beraten kann, ihn abschirmt gegen allzu Lästiges und Gefährliches und nicht zuletzt unbedingt dafür sorgt, dass er nie ungestillt und ungesättigt ihr Bett verlässt.

Tagsüber eine Königin – nachts aber zwei?

Diesen Gedanken haben die beiden Frauen lachend und entzückend besäuselt erweitert: Wäre es nicht schön für den König, tagsüber eine Königin zu haben, in den Nächten aber zwei? Wir haben diese reizvolle Idee sofort liebevoll vertieft.

An diesen Maßstäben gemessen, habe ich meinem Kronprinzen Prinzessin Wanda überschwänglich empfohlen, obwohl ich beträchtliche Mühe hatte und habe, in meiner Erinnerung zwischen ihr und Ewa zu unterscheiden. Aber das war halt mein Problem.

An unserem dritten oder vierten Morgen hatte ich die beiden etwas zerzaust aussehenden Frauen im Arm und ließ mich behaglich über Sehenswürdigkeiten von Versailles und Paris ausfragen, über die neueste Mode und über Beschaffungsmöglichkeiten für eine ihnen einleuchtende Verhütungsmethode. In diesen wichtigen Gesprächen unterbrach uns ein heftiges Pochen an der Haustüre. Jagello war empört und angriffsbereit.

Diesmal war es nicht die Frühstücksfrau, sondern die Gendarmerie: Zwei Uniformierte besuchten uns und baten darum, Jagello zu beruhigen und an die Leine zu nehmen. Misstrauisch knurrend hat er sich gefügt, blieb aber sprungbereit vor seiner Herrin sitzen.

Die Männer waren amtlich neugierig und blickten häufig auf die nur wenig und sicher absichtlich ziemlich aufreizend bekleideten Frauen, die sich auch gar nicht bemühten, sich seriöser zu zeigen, schließlich waren die Gendarme in unsere Privatheit eingedrungen. Unsere

verschiedenen ausländischen Pässe schienen den sich erkennbar unbehaglich fühlenden Männern eher verdächtig zu sein und erst die von mir mit meinem griechischen Hirtenpfeif alarmierte Gräfin fand den richtigen Ton für diese Vertreter der Staatsgewalt.

Eve-Marie machte den Ordnungshütern klar, dass wir uns hier von der großartigen Berglandschaft überzeugen sollten — als Vorhut für bald nachreisende Herrschaften des Hochadels, die unerkant bleiben müssten, aber den diskreten Schutz der hiesigen Gendarmerie zu schätzen wissen würden. Die Gendarme fuhren auf Skiern wieder ins Tal. Jagello war erleichtert; wir vier feierten ihren Abschied übertrieben ausgelassen mit Champagner, Katenschinken und Bergkäse.

Mein Erkältungsrezept: Bettruhe, Wadenwickel, Brustumschläge mit heißen Kartoffeln, Hühnersuppe, Salbei-Tee, süßer Zwiebelsud.

Prinzessin Wanda bekam bald darauf eine böse Erkältung. Ich habe sie abgehört und einen Heilplan mit ihr besprochen: Bettruhe, Wadenwickel gegen Fieber, heiße Pellkartoffel-Umschläge auf die Brust und später auf den Rücken, dazu zweimal täglich eine kräftige Hühnersuppe, Salbeitee und einen Sud aus kleingehackten, mit Zucker versetzten und fünf Stunden darin ruhenden Zwiebeln. Wanda machte es mir und meiner Krankenschwester Ewa leicht.

Wir überlegten zusammen: Sollten wir mit Rücksicht auf ihre Eltern eine vorzeitige Abreise vorbereiten? Ich sah erschreckt meine Versäumnisse, denn Programmpunkte wie die wichtigen Zeichnungen, die ärztlichen Untersuchungen durch den uns begleitenden Spezialkollegen, den wir unten im Dorf gelassen hatten, die Belastungsproben, die Prüfung ihrer Repräsentationsfähigkeiten und ihrer lebenspraktischen und politischen Kenntnisse standen ja noch aus. Ich hatte dies alles vergessen gehabt und meine Pflichten vernachlässigt. Meine Gefühle würden meine Auftraggeber nicht als Entschuldigung gelten lassen.

Wir wollten Wanda allein schlafen lassen, aber das hat sie mit Tränen verhindert: „Bitte, bitte, lasst mich nahe bei Euch sein. Ich will nur dick verummt mit meinen Halswickeln neben Euch liegen!“

Das war sicher von ihr auch Jagello zuliebe so gedacht; er lag wie von der ersten Nacht an immer unten an unserem Schlafsack, schlief dann beruhigt fest, schnarchte zufrieden und lief im Traum sichtbar große Strecken. Tagsüber, wenn Ewa bei Wanda blieb, machten wir lange Schneewanderungen, die Jagello sehr genoss. Eve-Marie wollte die Zeit nutzen und Verwandte im nahen Liechtenstein besuchen. Leider musste sie ihren Versuch nach zwei strapazenreichen Tagen aufgeben.

Ich beriet ich mich mit meinen Reisebegleitern und bat Ewa dazu. Wir sahen die Alternative, die beiden Frauen nach Polen zu begleiten, das war allerdings für uns eine abschreckende Vorstellung angesichts der zu befürchtenden Straßenverhältnisse, oder unseren Besuch auf das späte Frühjahr zu verschieben, mit dem Risiko, dass der Hof diese Aufschiebung verurteilen könnte.

Ewa schlug mir in der folgenden Nacht, als wir herrlich ermattet neben einander lagen, eine Variante vor: „Begleitet uns doch nach Wien, da können wir nach Wanjas Gesundheit alles nachholen; die Kaiserin erwartet uns eh.“

Wanda, die ich immer dicht hinter mir spürte und deren fieberheiße Hand mich oft zärtlich und eifersuchtsfrei nicht nur an der Hüfte berührte, auch wenn ich noch im lustvollen Zauberbann von Ewa war, flüsterte mir ihre Zustimmung zu. Wien war für mich ein lockendes Ziel; ich nahm den Vorschlag sofort an.

Vorher aber vertrat Ewa weiter ernsthaft und liebevoll Wanda; sie erzählte mir viel von ihr und ließ sich in ihrem Auftrag von mir einige Vorlieben des Thronfolgers demonstrieren. Die waren mir zwar nicht bekannt, aber ich hatte mir einige ausgedacht, die zu ihm passen könnten.

Ewa war beeindruckt und wir übten einiges ernsthaft und mit Freude. Wanda schlief wie jede Nacht neben uns, oder stellte sich manchmal auch nur schlafend und wir hatten sie beide gern im Schlafsack und umarmten sie oft.

Ich hatte die mir so wichtig gewordene „Königliche Zeremonie“ bisher aufgeschoben; jetzt schien es mir dafür Zeit zu werden. Die beiden haben gelacht, als Wanda den Wunsch erfüllte und mich gedrängt, ihrer beider Haare zu mischen. Das habe ich natürlich abgelehnt, aber es hat mich selbst inspiriert: Ich durfte mir von beiden eine weitere Probe nehmen; ich öffnete eine Aprikose, legte ihre Haare hinein und aß sie bedachtsam auf. Uns dreien verging das Lachen, weil wir spürten, dass dies mehr war als ein schöner Scherz. Sie haben mich schier erdrückt mit liebevoller Zärtlichkeit ...

Unsere Heilkur, Ewas und meine liebevolle Pflege und viele innige Umarmungen haben sich gelohnt und könnten in Fach- und Laienblättern empfohlen werden: Nach sieben Tagen war die Prinzessin reisefähig. Auf drei von jungen Burschen gesteuerten Lastschlitten erreichten wir unsere Begleiter im Tal. Jagello lief neben uns her.

Fünf Tage später waren wir im schönen Schönbrunn bei dem betagten Kaiserpaar. Wir genossen die neun Tage der „gehobenen“ österreichischen Gastfreundschaft. Hier ergaben sich in höfischer

Abgeschiedenheit alle illustrationswürdigen Situationen.

Unser begabter Maler malte Wanda mit ihren rasant erwachten Lebensgeistern in vielen Variationen, oft auch Wanda und Ewa und Jagello, aber nie zusammen mit mir, denn die nächtlichen Geheimnisse sollten nur uns gehören. Aber vor Kammerdienern und Zofen ist wenig zu verbergen und was sie wissen, wissen bald alle; damit müssen wir leben. Ich behauptete damals vorbeugend diskret, aber für einige mithörbar, dass ich mit allen Handlungen gewissenhaft allerhöchste Befehle befolge.

Ja dann, werden sich (hoffentlich!) alle gesagt haben, dann wird es schon richtig sein. War es ja auch, irgendwie. Aber lebensgefährlich war es halt auch, doch das war es uns allen wert.

72. Ein erotisches Krisen-Komitee

Noch in Wien erreichte mich ein Befehl meines Königs, mich für eine Reise in das „Königreich beider Sizilien“ zu rüsten. Ich bereitete mich mit Hilfe österreichischer Diplomaten auf diesen Auftrag vor, aber dann kam uns ein Krieg in die Quere und wir kehrten heim nach Frankreich. Ich berichtete ausführlich den mich im Hof abfangenden Wichtigtuern, legte ihnen die Bilder vor und erläuterte sie absichtlich so interessant und raffiniert lückenhaft, dass der Thronfolger mich endlich persönlich empfing und dann von mir alles Rühmenswerte erfuhr. Es beeindruckte ihn; er leckte sich mehrmals die Lippen und seufzte bei manchem verführerischen Bild.

Seine Eltern hatten inzwischen eine andere Verbindung mit ihm vor; er verabscheute sie, aber die Staatsraison verlangte Unterwerfung. Auf die neue Frau sollte er noch zwei Jahre warten.

Ich bekam einen bunten Orden und den womöglich ähnlich ehrenhaften königlichen Auftrag, dem Kronprinzen einstweilen einige Mätressen zuzuführen. Sie sollten ihn wohl dazu bringen, sich als Mann bestätigt zu fühlen und seine erotischen Kenntnisse zu erweitern; in dieser Hinsicht sahen seine Vertrauten offenbar Defizite.

Es folgte eine für mich schwierige Vermittlungsphase, denn die Hofschranzen ließen mich partout nicht mehr zum Kronprinzen vordringen. Meine Befragungen ergaben aber, dass ihn die aparten und wirklich sehr verschiedenen Frauen, die ich ihm zuführte, überhaupt nicht mehr erregen konnten. In meiner Not bildete ich mit einigen von uns vermuteten Experten das heute noch bestehende „Königlich-Erotische-Krisen-Komitee“. Bei unseren nächtelangen Weinrunden hatte wieder einmal Eve-Marie den rettenden Einfall gehabt:

Wir führten Seiner Königlichen Hoheit als elfte Frau die hübsche schwangere Jasmin mit einem bereits sehr hoffnungsvoll gewölbtem Bauch und erregend riesig gewordenen Brustknospen zu.

Jasmin reizte ihn tatsächlich mühelos und verschaffte ihm große Lust, allerdings wesentlich auch durch eine Besonderheit, auf die wir nachts beim Wein gekommen waren und die wir mit ihr zusätzlich eingeübt hatten: Sie ermunterte den Kronprinzen, seine vornehme Art beim Liebesgeplänkel zu vergessen und wie ein ungebildeter und schlimm vulgärer Untertan mit ihr zu sprechen.

Das war dann der Durchbruch: Es gefiel ihm ungemein, nur hörte er zum Entsetzen seiner Umgebung nicht mehr auf, sich in dieser Weise zu äußern. Jedenfalls konnten wir ihm nun auch Begegnungen mit den zweiundzwanzig von uns ausgesuchten und geschulten Damen ermöglichen, die jeweils eine völlig andere Rolle in schönen Kostümierungen spielten - bis sich sein erotischer Geschmack total änderte und er auf groß gewachsene und blond gefärbte afrikanische Schönheiten neugierig wurde. Aber auch diese Variante hatte unser Erotik-Komitee vorausgesehen und sanft eingefädelt.

73. Königlich-Niederländisches Liebesnest

Die offizielle Einladung aus den Niederlanden wurde bei Hofe als Provokation verstanden, denn unserer Delegation waren seitenlange Vorschriften zugemutet worden. Unsere Diplomaten setzten in monatelangem Hickhack durch, dass nichts davon übrig blieb; von den wein- und wortreichen Verhandlungen hatte ich ohnehin nichts bemerkt.

Auf ausdrücklichen Wunsch beider Königshöfe sollte ich den Seeweg wählen. Deshalb wurde eine Flotte von sechs stattlichen Schiffen zusammengestellt, die von Kanonenrohren, farbenfrohen Aufbauten und allerlei Bug- und Heckprotz strotzten. Als ich den Belegungsplan für die Kabinen sah, wurde mir klar, dass wieder ein unsinnig aufgeblähter Tross von Diplomaten und Spionen vorgesehen war. Das musste ich hinnehmen, aber darüber konnte ich damals schon lachen. Ich bestand jedoch erfolgreich darauf, dass ich gegenüber dem kommandierenden Admiral eine Sonderstellung bekam und dass meine engere Entourage nur meinem Befehl unterstand.

Weil Eve-Marie kurz vor der Abreise Erbschwierigkeiten mit einem größeren Besitz bekam und eine juristische Übervorteilung befürchten musste, versuchte ich, unsere Reise hinauszuzögern; dadurch bekam ich ziemlichen Ärger mit den Diplomaten in beiden Ländern.

Sie musste schließlich zurückbleiben. Eine schlimme Intrige bescherte mir heftige Magenbeschwerden, die ich mit einem oft bewährten Kräuter-Sud aus Thymian, Dill, Kümmel und Muskat und mit einer Bauchmassage erfolgreich bekämpfte, noch, als wir vor schon vor der niederländischen Küste kreuzten.

Wir waren nach ´s Gravenhage eingeladen, aber ein tagelanger Sturm zwang uns, weiter nördlich zu ankern; ich erinnere mich an den poetischen Namen: es war bei Bloemendaal. Ich wurde von Ortsrepräsentanten nach Haarlem gefahren und traf dort am nächsten Tag einige Hofabgesandte. Ich erwartete einen Kutschenkonvoi nach Den Haag, fand es aber viel erfreulicher, dass unsere stattliche Truppe jetzt nach Amsterdam eingeladen wurde. Durch diese Manöver verringerte sich meine Begleitung sehr; das behagte mir durchaus.

Amsterdam gefiel mir und den meisten Mitreisenden. Ich wohnte prächtig in den majestätischen Räumen des Stadtschlusses. Übrigens hatte ich als Ersatz für Eve-Marie eine blonde Flämin als persönliche Begleiterin bekommen, eine lustige junge Frau mit einem herzhaften Lachen, mit spürbarer Freude an allen Spielarten der körperlichen Liebe und mit Vertrautheit auch mit meiner und ihren Landessprachen. Es war mir egal, ob sie mich auch ausspionieren sollte. Das war schließlich mein Berufsrisiko.

„Magst Du meine Bällekes?“

Swantje hatte eine mich sehr ansprechende Figur und als ich ihr zum ersten Mal das Mieder aufknüpfte und die richtig lecker gerundete Pracht vor mir liebkostete, strahlte sie mich an, hob mir ihre beiden Schätze noch einmal entgegen und fragte mit berechtigtem Stolz: „Magst Du meine Bällekes?“ Ja, die mochte ich und noch mehr an ihr.

Die Königsfamilie hatte mehrere Töchter. Zum näheren Kontakt vorgesehen war offenbar Mareike, ein dickes Mädchen von achtzehn Jahren, das immerzu Konfekt futterte und der ganzen Erscheinung nach meinem Kronprinzen eindeutig nicht gefallen würde. Warum sollten wir sie näher kennenlernen? Die junge Frau ließ mich vollkommen kalt, mit Swantje dagegen ...

Und dann begriff ich, dass sie nur vorgeschoben worden war für Judith, die sich lange zurückgehalten hatte. Sie war groß, hatte lange blonde Haare und helle Augen. Sie sprach französisch und deutsch und gab sich ungezwungen, sogar ein bisschen aggressiv.

Mir war längst klar geworden, dass jede von mir besuchte Prinzessin in mir nicht den Mann ihrer Träume sahen, sondern nur den Mann, der einem sehr vielversprechendem Königssohn überzeugend

weitergeben sollte, dass sie eine ungewöhnlich sinnliche und liebebegabte Frau war – sogar eine, über die sie selbst staunte.

Es war auch sehr erleichternd, dass ich nur eine flüchtige Rolle in ihrem Leben spielte. Trotzdem: Wie alle Männer nahm ich zu gerne an, dass sie mich selbst meinten, mich, Münchhausen ...

Ich hatte wieder einmal unverschämtes Glück: Wir fanden uns beide sympathisch und als wir uns nach einigen Tagen mit diplomatischem und neckendem Geplänkel in einem Winkel des Schlossparks küssten und dabei lange kein bisschen müde wurden, erwiderte sie meine aufbrandende Leidenschaft so unvermutet und fordernd, dass ich nicht anders konnte, als sie von ihren engen Kleidern zu befreien und sie hautnah zu erleben.

Ich war der Vorwärtsstürmende, aber sie hat mich in das Gartenhäuschen gezogen. Ihre Haut duftete nach Jasmin und ich konnte gar nicht anders, als jede Mulde und jede Rundung innig zu liebkosen. Das machte mich schwindelig, aber etwas auch sie. Ein Glücksgefühl wurde in mir groß, als Judith mir sagte und bewies, dass sie mit mir die Lust genoss.

In dem Gartenhäuschen haben wir uns wenige Stunden später noch einmal getroffen. Ich erinnere mich noch an das entsetzte Gesicht ihrer Kammerfrau, die uns in diskretem Abstand zusammen mit zwei Soldaten gefolgt war. Als sie mich durch eines der vorhanglosen Fenster sah — ich trug schon kein Hemd mehr und sie sah, wie ich das wertvolle Kleid der Königstochter sorgfältig über eine Stuhllehne legte, da war sie sichtlich einer Ohnmacht nahe. Übrigens sagte Judith, als ich uns mit Decken und Kissen ein kuscheliges und von außen nicht einsehbares Bett auf dem Boden des Häuschens gebaut hatte, lachend „tandaradei“ zu mir — wie die Liebende im Lied unseres Minnesängers das ihr bereitete Liebeslager jubelnd gerühmt hatte. Sie war sogar mit der deutschen Liebesdichtung vertraut; das habe ich auch in meinem Bericht herausgestellt.

Tandaradei

Ja, das hat meine „Arbeit“ sehr erleichtert: prüde war sie nicht, und ich war auch nicht der erste Mann in ihrem Leben. Ihre Art, nach mir zu greifen und mich in sich zu lotsen, gefiel mir; sie kam jede Nacht zu mir. Und es störte sie überhaupt nicht, dass Swantje meine Bettgenossin war. Umgekehrt war Swantje überhaupt nicht eifersüchtig. Ich hatte sie über meinen Auftrag aufgeklärt und sie hatte sich bereit gezeigt, mir dabei in jeder Weise zu helfen. Ihre Bereitschaft war durch eine schöne Geldbelohnung noch gewachsen. Sie war diskret und sie erwies Judith und mir leise Zärtlichkeiten, die wir beide genossen.

Judith war unersättlich in der Liebe und dabei immer auf neue Entdeckungen aus. Sicher hat es sich auch bei ihr günstig ausgewirkt, dass ich nur sehr kurze Zeit in ihrer Nähe sein würde. Einige Male wollte sie zuerst zuschauen, wie Swantje und ich uns Lust bereiteten, ehe sie die Hauptrolle übernahm. Swantje schien sich darüber zu freuen. Für mich war es auch reizvoll mitanzusehen, wie die beiden Frauen sich gegenseitig in Luststimmung brachten, nehmend und gebend ...

Tagsüber sah ich Judith nur zu den Hauptmahlzeiten am Abend. Wir mochten uns. Vielleicht hat uns der äußere Druck durch die Hof-Etikette zu einem Ausbruch angestachelt: Wir variierten den ersten Gedanken, uns auf ein königliches Hausboot in den Amsterdamer Grachten zu flüchten — das hatte sie ihrer Lieblings-Kammerfrau bereits unter dem Siegel der Verschwiegenheit als Zielgeheimnis anvertraut — und mieteten uns ein eigenes Hausboot.

Die mir inzwischen kostbar gewordene „Kronprinzen-Zeremonie“ genossen wir hier unter Deck.

Wir haben darin herrliche Nächte verbracht; tagsüber bummelten wir wie ein normales, sehr beschwingtes und übermütiges Liebespaar in der Altstadt, in der Markthalle, durch die Blumenmärkte und wir aßen ungestört in einfachen, meist exotischen Gasthäusern. In die Bilderausstellungen haben wir uns nicht hinein getraut.

Wir fühlten uns wohl zu sicher und fielen aus allen sieben Wolken, als ein Polizeikommandant plötzlich salutierend vor uns stand und uns bat, unauffällig und getrennt in zwei bereitstehenden schlichten Kutschen die Fahrt zum Stadtschloss anzutreten. Draußen sahen wir mehrere Polizisten. Prinzessin Judith war sehr gefasst.

Sie sagte, während sie meine Hand drückte, unser Eingehen auf seinen Wunsch zu, erreichte aber, dass uns noch Zeit blieb — „für ein Dessert und für eine Tasse Kaffee“. Uns blieb nur ein hastiger Abschied, wehtuend wie ein kleines Sterben. Ich erfuhr nicht, ob die niederländische oder die französische Regierung in unsere freilich undienstlich gewordene Romanze eingegriffen hatte, jedenfalls erhielt ich den Befehl „auf schnellstem Wege zurück nach Versailles!“.

Den Grund und den Sinn erfuhr ich nie, allerdings waren die offenbar feindlichen Heere ein bedrohlicher Hinweis; sie marschierten auf Amsterdam zu und erschwerten unsere Abreise erheblich. Ich hatte mich nicht angemessen am Hof verabschieden können. Lange brachte ich es nicht fertig, nach diesen Erlebnissen wie altersweise und abgeklärte Holländer „gedogen“ zu murmeln - „Schwamm drüber“.

Selbstverständlich habe ich einen langen Bericht geschrieben; mein Zeichner hat sehr erotische Bilder improvisiert und ein ärztlicher Begleiter hat ein Bulletin verfasst — alles war äußerst verlockend, wie ich fand.

Aber es interessierte bei Hofe nicht mehr; eine Kriegsstimmung beherrschte wieder einmal das ganze Leben. Mit diesem unharmonischen Schluss endete meine erotische Vorarbeit für den Kronprinzen. Ihm hat sie wohl nichts gebracht — mir aber sehr viel.

74. Tarantella tanzen in Tarent

Ja, auch in Italien gibt es Karneval. Ein Ereignis, das wohl einfach erfunden werden musste — zur Seelenreinigung, als Notöffnung, als Bedürfnis, sich einmal lustig zu machen über bestehende und angeordnete Ordnungen, die einen dauernd ärgerten — und dann erstarrte dies alles wieder in einer sehr bürgerlichen, manchmal spießbürgerlichen Form, die nur aufwändig nachahmte und für wichtig gehalten werden wollte — *c'est la vie!*

Ihr habt vom Karneval in Venedig gehört, ja? Davon würdet Ihr sicher gern mehr erfahren. Aber mir ging es wie Euch: Ich war noch nie da, jedenfalls nicht an seinem Höhepunkt. Aber so ganz weit weg davon war ich auch wieder nicht, immerhin an der Hacke des italienischen Stiefels. Mein gemietetes Schiffchen ankerte eines Tages Anfang April in der Bucht von Tarent. Der Einfall war spontan und verrückt gewesen — und es ging wieder einmal ganz anders aus als gedacht.

Erinnert Ihr Euch an die Archäologen-Tochter Dorothee aus Göttingen, die mich nach meiner Rückkehr auf die Erde aus dem Staub gebuddelt und danach meine Eingewöhnung in das Erdendasein wundervoll beschleunigt hat?

Wir haben uns nach einer uns glücklich machenden Zeit trennen müssen, jedenfalls meinte ich das damals ihr zuliebe. Aber wir haben nicht aufhören können, einander zu lieben und im Herzen zu halten.

Nun, das Leben hat uns weiter getrieben; ihr Glück schien beständiger zu sein als meines. Ich wusste, dass sie Jahre später mit ihrer rasch wachsenden Familie nach Tarent umgezogen war. Ihr Mann, ein angesehener Archäologe, den sie als Kollege ihres Vaters kennengelernt hatte, leitete in Unteritalien die Ausgrabungen und die Bergung der dort reichlich vorhandenen antiken Überreste.

Dorothee und ich haben uns so sehr geliebt, dass wir unsere innigen Erlebnisse nicht einfach hinter uns lassen konnten. Es gab über die Jahre einige heimliche Briefe zwischen uns, die ersten zuverlässig

befördert von nach Italien reisenden Geistlichen.

Diese Dienste brachte mir der einst für eine vermittelte Domspende in Cöln dankbar verliehene „Päpstliche Hausorden“ ein.

Dorothee schrieb mir danach mehrere Male über eine alte Nachbarin, die auch ich anschreiben durfte, immer mit der mir sehr unsicher erscheinenden Anschrift „Signora Professore Vittorio Battista“, dass es undenkbar sei, uns irgendwo zu treffen, erst recht nicht bei ihr zuhause und ganz unmöglich in einem Hotel.

Undenkbar? Für mich? Durch hartnäckiges Durchspielen einiger vielleicht nützlicher Anlässe erfuhr ich beiläufig, dass im Februar des kommenden Jahres auch in Tarent ein stattlicher Karneval vorgesehen sei. Da hatte ich einen Einfall, wie üblich nicht vernunftgesteuert: Ich fuhr hin. Meine Reise dauerte zwölf Tage, aber ich kam am Vorabend des Festhöhepunktes an — in einer in Venedig samt Steuer- mann und einem Matrosen geliehenen Goletta. Wir ankerten im malerischen Golf von Tarent. Im Lagerraum hatte ich in Venedig einen Vorrat an Champagner und einige Spezialitäten gebunkert.

Das aufwendig maskierte Treiben in Tarent begann mit einer Messe am frühen Sonntagabend in der Kathedrale San Cataldo. Ohne Dorothees mir ohne jeden Hintergedanken erwähnte Vorabbeschreibung ihrer Verkleidung hätte ich ihre hier anwesende Familie vielleicht nicht erkannt:

Sie trug das hier längst nicht mehr modische schlichte Gewand einer römischen Priesterin mit einem Schleier und einer gelben Augen- maske. Ich erkannte begeistert, dass sie sich diese leichte Verhüllung noch sehr überzeugend „leisten“ konnte. Ihr mich gleichfalls besonders interessierender Sohn Flavius Fridericus war als römischer Hauptmann ausgestattet.

Neben ihr, das war also Vittorio, ihr Mann; so viele Jahre jünger als ich ist der wohl gar nicht! Ich saß in der anderen Bankseite und richtete es beim gemeinsamen Hinausgehen so ein, dass ich mich vor ihrer Familie gespielt ungeschickt bücken musste: mein großer Federbuschhut schwebte zu Boden. Ich entschuldigte mich auf Deutsch für das Aufhalten der Menge.

Ihr Hauptmannssohn antwortete: „Das macht doch nichts, mein Herr! Ist Ihnen noch anderes hingefallen?“ Und Dorothea, die mich erschreckt angestarrt hatte, fasste sich und streckte mir impulsiv die Hand hin. Sie sagte: „Guten Abend! Deutsche Stimmen hören wir hier selten – außer bei uns. Seien Sie willkommen!“

Unser Händeschütteln hat gut hundert Maskierte in der Kathedrale einige Minuten aufgehalten und am Ende wurde ich in die Familie

eingeladen. Auch Professor Battista sprach ganz gut deutsch. Sie hatten eigentlich vor, sich vor allem ihren Kindern zuliebe auf dem Marktplatz vom karnevalistischen Treiben erfassen zu lassen, aber für mich wurde das Programm deutlich erleichtert geändert; das hieß, die Jugend durfte ohne uns losziehen. Natürlich ließen Dorothee und ich uns nicht anmerken, dass wir uns kannten; das hat uns eine schauspielerische Mühe abverlangt, die wir jedenfalls in den entscheidenden Momenten schwer aufbringen konnten. Herr Battista sah uns belustigt einige Male an, weil er seine „Doro“ „so ganz anders als sonst“ erlebte, vor allem hektisch und aufgeregter und eben mit geröteten Wangen.

Ich versuchte, ihm den Eindruck zu vermitteln, dass ich mir bis an die Grenze der Unhöflichkeit aus Frauen nichts machte, aber ich sei wahnsinnig interessiert an seiner Arbeit. Als er erfuhr, dass mich die byzantinischen Reste in Unteritalien mehr als alles andere faszinierten, zog er mich noch vor dem Abendessen in ein Gebäude am Hafen, in dem er Schätze aufbewahrte, die seine Leute und er aus dem Boden und aus dem Meer herausgeholt und gesäubert hatten. Ich war hungerig und machte mir viele Notizen; er erzählte und erzählte und fand es großartig, dass ich mich so für seine Arbeit interessierte. Ein von Dorothee losgeschickter Nachbarjunge rief uns schließlich zum Abendessen.

Die Kinder waren noch unterwegs, nur wir drei saßen uns am Tisch gegenüber. Der Altertumsforscher bestritt die Unterhaltung fast allein. Ich war so leichtsinnig, nach seinen bedeutendsten Funden im Meer zu fragen. Erst als er aufsprang, um aus einem oberen Zimmer eine Statuette zu holen, konnten Dorothee und ich uns richtig ansehen. Sie reichte mir über den Tisch ihre Hand und lächelte unwahrscheinlich lieb. „Du bist total verrückt!“, sagte sie dann leise, als ich ihre Innenhand küsste. „Wie soll das nur enden?“ „Ich weiß es auch nicht“, antwortete ich, „aber es ist einfach so über mich gekommen.“

Vittorio Battista brachte mir die kleine Bronzefigur eines Satyrs und strahlte vor Stolz. Ich nahm sie höflich, staunte über den ihm wohl gerade nicht bewussten Hintersinn, denn diese antiken Kobolde stellten allen weiblichen Wesen nach und waren selten nüchtern, aber immer lustig. Ich merkte, dass er nebenbei meine Fachkenntnisse prüfen wollte und fragte ihn deshalb: „Sie haben doch sicher noch viele andere Exemplare dieser massenhaft verbreiteten Nachbildungen des träumerischen Satyrs von Praxiteles gefunden? Es gab eben schon immer Reisende, die Andenken mit heimnehmen wollten.“

Es war ihm sehr peinlich und er holte noch zwei größere Figuren von oben, die wirklich wertvoller und eben Einzelstücke waren. Während

er oben war, flüsterte ich: „Kann ich bei Dir schlafen — ich meine natürlich bei Euch?“

Sie geriet in schlimmste Verlegenheit: „Auf keinen Fall! Ich würde es nicht aushalten!“, antwortete sie. Ihr Mann hatte wohl einen ähnlichen, aber edelmütigeren Einfall:

„Sind Sie irgendwo einquartiert? Können Sie bei uns bleiben?“ Ich sagte wahrheitsgemäß, dass ich mich in einem Hotel „Palazzo irgendwas“ eingemietet hatte, in der Nähe des Rathauses ... Wir verabredeten uns für zehn Uhr morgens in seinem Museum. Aber ungefähr um neun Uhr klopfte es an meiner Hotelzimmertür. Es war Dorothee und sie flog in mein Bett. Es war zauberhaft, sie, ihre Haut, ihre Umarmung zu spüren, aufzusaugen, unendlich zu genießen ...

„Du ahnst nicht, wie oft ich von Dir träume und Dich herbeisehne!“ — Gebt es zu, Freunde, was kann uns eine Frau Beseligenderes sagen — und könnte es vielleicht auch ein Notschrei sein?

Ich erzählte es schon: es war Karnevalszeit in Tarent; das ist dort nicht zu vergleichen mit der manchmal frei schwebenden Ausgelassenheit des rheinischen Karnevals, aber es war eben eine von den meisten Bewohnern der Stadt für lebenswichtig gehaltene Abwechslung vom normalen Leben, auch von den strengen geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen der landesüblichen Moral.

Offenbar galt es als sehr überheblich, wenn nicht noch schlimmer, wenn man sich nicht beteiligte. Professor Battista ließ erkennen, dass ihm das Ganze nicht lag, außerdem hatte ihn just bei unserem Treffen eine Nachricht erreicht, die vieles veränderte. Ich kam aus naheliegenden Gründen reichlich zu spät zu unserem Treffen und sah den sonst so besonnen wirkenden Mann in freudiger Aufregung: Der Erzbischof von Manfredonia hatte ihm über seinen Amtsbruder in Tarent mitgeteilt, dass er ihn unbedingt als Fachmann bei einem spektakulären Fund brauchte.

In just den Hafen von Manfredonia hatte mein Steuermann mich eines dunklen Morgens auf der Herfahrt gesteuert; wir haben dort Proviant gefasst und uns die Füße vertreten. Dabei hatte ich durch höfliches Interesse von einem Ortsgeistlichen erfahren, dass der im Volk unvergessene sizilianische König Manfred die Stadt nördlich eines von einem Erdbeben verschütteten Städtchens gegründet hatte. Der Forscher zeigte mir den Ort auf einer Karte; ich überraschte ihn maßlos mit dem zufällig erinnerten Stichwort „Sipontum“, denn so hieß die unglücklich versunkene alte Stadt. Und genau dorthin rief man ihn. Er war völlig aus dem Häuschen und überlegte und verwarf wieder, was und wen er alles mitnehmen musste. Ich bot ihm an, ihn dorthin zu bringen; ich müsse ohnehin wieder durch die Adria

nach Venedig. Er nahm mein Angebot sofort an, nur: er müsste eine Kiste mit Gerätschaften mitnehmen, vielleicht auch einen Gehilfen.

Er sagte nicht, wie ich es erwartet hatte: „meine Frau“. „Merkwürdig“, dachte ich — und dann spann ich einen Gedanken aus, ausreichend verrückt, um in meine Gedankenwelt zu passen.

Abends war in Tarent ein großes Karnevalsfest angesetzt und die ganze Familie hatte Plätze in einem Ballsaal reserviert. Herr Battista erklärte, dafür jetzt „absolut keine Ruhe“ zu haben; er fand es gut, alle aus dem Haus zu haben, damit er sich auf die Reise am nächsten Morgen vorbereiten konnte. Und dann wandte er sich an mich: „Barone“, sagte er, „bitte machen Sie mir die Freude, mich bei diesem Fest zu vertreten. Sie hatten doch sogar schon einen Karnevalshut aufgehabt.“

Ich unterdrückte mein Jubeln und gab mich zögernd: „Was werden die Leute denken, ich bin doch ein Fremder ...“

Da hatte sein jüngster Sohn einen fantastischen Einfall: „Der Baron könnte doch Mutters Bruder sein!“ Darüber haben fast alle herzlich gelacht und es sofort machbar gefunden, nur Dorothee und ich taten so, als fänden wir das sehr absonderlich. Aber die ganze restliche Familie überbot sich beim abendlichen, mir zuliebe süddeutschem Maultaschen-Essen darin, Dorothee und mich erkennbar zu verschwistern: wir mussten uns duzen und ich musste ihr, Helena bestand darauf, einen Kuss auf die Wange geben. Ich, in der Rolle eines „Frauen-Vernachlässigers“, fand das sehr unnötig und berührte ihre Wange kaum.

Helena, Olympia und Chiro schminkten mich und drängten uns alle zum Aufbruch. Ihr Vater freute sich und bot sich sogar an, den Abwasch in der Küche zu machen. Er bedankte sich nochmals bei mir und schlug mir freundschaftlich auf die Schulter.

Na, dann!, sagte ich mir. Dorothee sah mich sehr merkwürdig von der Seite an. Auf geht's zum Karneval! Die Kinder hatten ihren Spaß, vor allem an den Clowns und den Feuerschluckern und an den Tänzerinnen. Als alles tanzte, drängten uns die Kinder, auch mitzutanzten, aber das lehnte ich heftig ab und gab vor, ein Holzbein zu haben. Helena und Bias wollten es unbedingt sehen, viele Umstehende auch. Als ich als Lügner entlarvt war, musste ich mit Dorothee tanzen - und tat das so überzeugend tölpelhaft, dass man uns in einem Kreis Platz machte und uns lachend zusah. Und was glaubt ihr: Sofort machten sich alle daran, diesen Stolpertanz mitzumachen; es wurde ein Heidenspaß und nicht nur die Kinder bogen sich vor Lachen.

Ich hatte Angst vor einem erotischen Verdacht

Mir war nur eines wichtig: Ja keinen erotischen Verdacht aufkommen zu lassen. Das ging nach meinem Eindruck so lange gut, bis mich eine offenbar stadtbekannt Lebedame aufforderte, mit ihr eine Tarantella zu tanzen.

Diesen sich temperamentvoll steigernden Tanz kannte ich nicht. Wie ich mich dann gegen ihre überdeutlichen Avancen gewehrt habe, das muss wieder urkomisch auf alle anderen gewirkt haben. Ich war danach total erschöpft. Aber wie das Leben so spielt, ausgerechnet diese Dame und ich wurden zum „Lieblingsspaar des Abends“ gewählt und sie und ich bekamen je fünf Kisten Wein aus der Region als Siegespreise. Dafür mussten wir diesen atemnehmenden Tanz noch einmal tanzen, theatralisch gesteigert natürlich.

Alle Umstehenden unterstützten die Schellentrommeln und Kastagnetten mit rhythmischem Klatschen und am Ende mussten wir uns unter aller Applaus küssen, zweimal noch als Zugabe; sie hat es kräftig ausgenutzt — ekelhaft! Die Kinder und Dorothee haben mir Beifall geklatscht. Bias sagte: „Du warst extrem, Onkel Münch!“

Na, dann hat es ja gelohnt! Wir deponierten den Wein irgendwo und ich begleitete alle bald heim — eilte dann schnell und leider von Dorothee ungeküsst und todmüde ins Hotel.

Dort erwartete mich eine Delegation von würdig aussehenden Herren, die mir in einem bühnenreifen Stimmendurcheinander irgend-etwas vermitteln wollten; erkennbar nichts Negatives, aber verstanden habe ich kein Wort. Sie sahen schließlich ein, dass dieser Umstand ihren freundlichen Plan unmöglich machte. Deubel auch! Ob sie mir irgendein Bürgerschaftsangebot machen wollten, etwa als Stadtclown? Oder für noch Wichtigeres? Ich lud sie schließlich alle ein, noch ein paar Flaschen Spumante, ein für mich schwer trinkbares Gemisch, mit mir zu leeren. Es wurde bald lustig und sie haben nach kaum zwei Stunden viel gesungen, was auch dem Wirt durchaus gefiel.

Auf einmal stürmte meine aufgedonnerte Tanzpartnerin von vorhin herein und auf mich zu. Ich schwankte schon etwas, aber es gelang mir, sie pantomimisch mit erotischen Andeutungen in einen Nebenraum zu drängen und dann einen Tisch und einige Stühle davor zu schieben. Die Herren nahmen lautstark Anteil. Ich eilte dann nach oben in mein Zimmer. Dem Wirt und den Herren habe ich noch ein verzweifelttes Zeichen des Stillschweigens gemacht.

Leider waren sie bereits so hochgestimmt, dass sie meinen Wunsch nicht respektierten. Es wurde furchtbar laut.

Ich konnte am Ende meine Tugend bewahren, aber an Nachtruhe war lange nicht zu denken. Auf See würde ich mich ja ausschlafen können, tröstete ich mich.

Wirklich fast pünktlich holte ich den Professor ab. Es wurde ein ergreifender, herzlicher Abschied, auch für mich. Es gelang mir, Dorothee heimlich einen Brief mit dem Vorschlag einer Begegnungsmöglichkeit zuzustecken. An den Erfolg habe ich nicht geglaubt.

Vittorio Battista und ich haben uns an Bord prächtig verstanden. Zweieinhalb Tage später – ein Sturm hat uns aufgehalten waren wir in Manfredonia; ich habe ihn noch bis in den Ort begleitet, und dort von ihm rührend Abschied genommen; er hat mich umarmt. Er konnte unmöglich geahnt haben, dass mein Schiffchen wieder zurückfuhr und dass ich weiter südlich in Brindisi auf seine und auch noch meine Dorothee gewartet habe. Eines frühen Abends winkte sie mir von der Uferstraße aus zu. Ich fühlte mich wie ein Glückspilz.

Meinen Seemännern hatte ich schon seit dem Mittag Urlaub und ein beachtliches Handgeld mitgegeben und den Hinweis, dass sie mich mit dem Schiff „übermorgen Mittag“ in Monópoli erwarten sollten; das läge nur ein paar Wandermeilen südlich. Der Steuermann verlangte noch eine Extra-Sicherheit für das Schiff; ich gab ihm, im Tausch gegen seinen, meinen Pass, meine goldene Uhr und ein Bild meiner Mutter - das genügte ihm.

Ein französisches Sprichwort nimmt eine Weisheit dieses lebensklugen und in der Liebe unvoreingenommenen Volkes auf: Zu einer glücklichen Ehe gehören mehr als zwei Menschen. Das wird nicht immer so sein, aber denkwürdig oft. Und vieles spricht dafür, dass die Erinnerung an ein kurzes Glückserleben ein kostbares Geheimnis für lange Zeit bleiben kann Nebenbei bemerkt: Ein Geheimnis muss unbedingt bei uns bleiben, sonst wird sein Zauber für uns und auch für andere gefährlich.

Ich segelte einige Meilen weiter südlich und ankerte in Ufernähe. Ich hatte Vorräte eingekauft, genug, um herrlich an Bord zu schmausen und zu trinken: wir waren ausgelassen wie Jungverliebte und erlebten einander sehr wohltuend. Dorothee musste mir nichts erzählen; als sie sich an mich schmiegte und an meinem Hals weinte, habe ich sie nur gestreichelt und immer nur einfältig „Dorothee, meine Dorothee“ gemurmelt. Mehr brauchte auch ich nicht zu sagen. Ich labte mich als ihr vielleicht innigster Liebhaber an ihren geliebten Brüsten. Dann sprang sie, wie sie seit Stunden war, nackt ins Meer. Ich widerstand ihrer Lockung, ihr zu folgen.

Es war mir zu riskant, das Schiff ganz allein zu lassen, nicht einmal wegen des Hais, den ich vor Tagen in der Adria gesehen hatte — nur

so zur Sicherheit. Nach einer Weile kam sie zurück und ich zog sie an Bord. Ich wollte mich eigentlich auch abkühlen, aber wir hatten dann doch Wichtigeres und vor allem Schöneres zu tun — auf ein paar Decken auf den Planken, unter einem wundervollen Sternenhimmel — ich fand die Welt unglaublich beglückend.

„Dein rechter Schneidezahn tut mir bei einem langen Kuss immer noch weh.“

„Warum hat mir das noch keine andere Frau gesagt?“ habe ich spontan geantwortet und wir haben beide gelacht.

Und dann hat sie, wie früher, in meinem Seesack gestöbert: „Ich will doch alle Seiten von Dir kennen.“

Sie fand mein schwarzes Büchlein mit den vielen Notizen, Entwürfen und Erinnerungsfetzen von mir. Sie blätterte sich durch, amüsierte sich über die weiblichen Vornamen in meiner Anschriftenliste und blieb bei meinen Übertragungen der Sappho-Verse hängen.

„Was sind das für Verse? Sind die wirklich von der griechischen Dichterin? Was weißt Du von ihr?“

„Nun, sie war die erste uns bekannte Dichterin der Antike, sie lebte vier oder fünf oder sechs Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung auf einer griechischen Insel. Sie hatte eine Art Mädchenpensionat, in dem sie die heranreifenden Frauen auf ihre erwartete Rolle in einer vornehmen Familie vorbereitete, nicht mit so Prosaischem wie Kochen und Backen und Putzen, dafür gab es ja Sklavinnen, sondern nur mit Musizieren, Tanzen und dem Verfassen gefühlvoller Lieder.“

„Wurden sie auch auf die Liebe vorbereitet?“

„Ja, das am meisten, vermute ich, obwohl ihre Auftraggeber das gerade nicht von ihr erwarteten. Einen Ehepartner durften die Mädchen sich ja nicht selbst aussuchen.“

„Um so mehr...“

„Eben, meine wunderbare Geliebte! Sie hat ihren Mädchen trotz der allgemeinen Erwartungen Mut zur Liebe gemacht, Mut zu den Möglichkeiten ihres Körpers, zur Schönheit und ...“

„Habe ich richtig in Erinnerung, dass sie die Frauen dazu gebracht hat, die Freuden der Liebe nicht nur bei einem Mann zu suchen?“

„Frag sie selbst! Lies einige der Bruchstücke, die wir von ihr haben.“

„Woher hast Du sie?“

„Ich habe Dir von meiner Zeit im griechischen Kloster erzählt. Zwei belesene Brüder haben mir einige Papyrosfetzen mit Sappho-Versen gezeigt, und als sie meine starke Bewunderung für diese Gedichte

sahen, haben sie mir, das durften die anderen Brüder nicht mitbekommen, eine Abschrift von anderen Sappho-Versen gezeigt, alles nur Bruchstücke, Fetzen eben, aber die meisten habe ich mir in nächtlichen Stunden mit Hilfe der beiden übersetzt und aufbewahrt. Später habe ich noch einige Verse nachübersetzt. So gut ein Mann das überhaupt nachempfinden kann.“

Wir haben uns innig umarmt und geküsst. Dorothee hat sie dann gelesen. Sie tat das mit deutlich wachsender Freude, zu meiner Verwunderung auch die Verse, von denen ich vermutete, dass sie vielen zeitgenössischen Frauen schwer über die Lippen gehen würden. Aber ich verstand (damals wie heute) offenbar immer noch zu wenig von Frauengeheimnissen. Sie las – und sie versuchte sich dabei in die Dichterin einzufühlen, mimisch und mit ihrer geliebten dunkelweichen Stimme:

(75. Sapphos Liebesverse:)

Ich liebe und werde geliebt - / wir sind jetzt ein Teil des Himmels.

Ich brenne und begehre: / Ich verbrenne an dir.

Der Mond hat sich mit den Plejaden verzogen. / Alles ist dunkel. / Aus dem Füllhorn der Nacht / tropft die Zeit. Mir fiel es zu, / schon wieder allein zu schlafen.

Wie der Sturm gewaltsam die Wipfel verbiegt, / verdreht mir Eros den Kopf.

Meine Worte sind nur ein Hauch, / aber sie werden bleiben.

Ist niemand mehr wach? / Sind alle Augen geschlossen? / Ich räkele mich / auf meinem einsamen Lager.

Mond, Aphrodites Diener, / du trägst heute Gold. / Freund, verlängere mir diese Nacht.

Schlaftrunken fallen ihr die Augen zu / und ihr Kopf sinkt auf die Brust der Freundin.

Bestimmt hat Polymax die Mädchen gehört, / als sie dem Vielgeliebten huldigten und / vor seinen Fenstern aufreizend / mit riefen sie, / „Sieh uns an und prüfe unsere Standfestigkeit /

Und ob wir uns nicht mit Gryneaias / Liebesgarten messen
können. // Wir wollen rauskriegen, ob du wirklich /

So lendenstark bist, wie man munkelt. / Wir wollen deinen
Ruhm vermehren / und deine Manneskraft besingen.“

Höre, die Nachtigall kündigt den Frühling, / ihre Zunge weckt
alle Lust.

Der Hirte zertrat achtlos eine Blumenschönheit: / ein roter
Fleck blieb zurück - wie ein Liebesmal / auf meinem Lager.

Die halbe Nacht spielst du jetzt schon / mit ihren Brüsten und
in ihrem Schoß ... / Wir warten draußen und singen / von dir
und der Liebe, aber irgendwann / wollen auch wir schlafen
gehn.

Eros greift wieder nach mir. / Wie eine Schlange muss ich
mich ihm entwinden. / Aber ich lass mich nicht fangen.

Heute wird mein Gewebe nicht fertig, Mutter, / aber daran ist
nur Aphrodite schuld. / Sie sieht lächelnd zu, wie dieser Mann
mich lähmt.

Du druckst noch herum, Alkaios, / was willst du noch sagen? /
Wenn du mich nur aufs Bett / werfen wolltest, / wäre es längst
heraus.

Ein Gott liebt uns alle und gönnt uns, / dass wir Sappho nach
Mytilene begleiten: / die Bewunderte kehrt mit vielen
Töchtern / zurück - aber haltet es noch geheim ...

Du fragst, was du anziehen sollst? / Schade, dass ich kein
besticktes Haarband / aus Sardis mehr habe, / Kle-is trug
früher auch so ein hübsches. // Zur Zeit meiner Mutter
waren purpurne / Reifen Mode, aber die würden / natürlich
nicht mit rotem Haar harmonieren. / Ich finde, du brauchtest
dich überhaupt nur / mit einem Blumenkranz kleiden.

Ich mag dich, Vertrauter, aber / wenn du nur bei mir unter-
schlupfen willst, - / dann such dir ein jüngeres Bett / und stiehl
mir nicht meine Zeit.

Soll ich dir etwa verzeihen, / Atthis, dass du mich vergessen hast, / und jetzt bei Andromeda bist?

An den Himmel reiche ich nicht, / und wenn ich mich noch so sehr recke.

Von einer vom Lande / hast du dich fangen lassen, / die ihren Saum nicht einmal / anmutig heben kann...

Wenn ich dich rufe, Gongyla, / komm in deinem weißen Schleiergewand, / das deinen Körper liebkosend umschmeichelt / wie eine entzückte Hand. / Ich beneide den Stoff, der deinen / Busen umhüllt - solange ich das / überhaupt dulde.

Bei dem nächsten Gedicht zögerte Dorothee stirnrunzelnd und hat es dann seltsam lächelnd gelesen:

Manche sind auf Reiter scharf / oder auf marschierende Soldaten, / andere machen sich nass beim Anblick / heranrundernder Matrosen. / Trojas Helena, tröste mich: / Meine Sehnsucht gilt anderen Kräften: /

Ich dürste nach deinen Lippen, / mein Begehren frisst mich, / ich jage dir nach, Anaktoria, / mit allen Gedanken, / ich hänge mich an deine Fußgelenke / und greife nach dir,- / aber dein Blick geht ins Weite und / und sucht anderes Glück.

Wenn der Mond rund am Himmel steht / und die Erde mit seinem Silberlicht / anstrahlt, halten sich die Sterne in seiner / Nähe geblendet die Augen zu.

Hilf mir, / himmlische Lyra, / dass meine Musik, / sie erreicht.

Ich verdanke alles den Musen. / Jetzt werde ich bleiben, / auch wenn ich dahin muss.

Hirte Hesperos, / du bringst die Herden heim / und auch uns Verstreute / in Mutters Arme zurück / und schenkst uns den Schlaf.

Leichtfüßig kam die Nacht / zu meinem Lager und / weckte mich rechtzeitig. / Sachte berührte mich die Nacht / und machte meine Augen wach.

Die Morgensonne hat alles mit Gold überzogen, / das Meer
und den Sand und auch mich.

Wer sagt mir, warum ich / so zerrissen bin?

Flirrende Mittagshitze / lähmt alles Leben; / die Zikaden zirpen
ihr / Lied jetzt höher.

In der Feuerschale des Mondes / bersten die Sterne. / Die Licht-
brocken fallen bis zu uns herab. / Die Glutschale des Mondes /
schmilzt die Sterne, sie stürzen / uns blitzhell entgegen.

Ich hörte die Frage: / Womit Sappho, / beschenkst du eine /
wie Aphrodite, / die schon alles besitzt?

Seht: mit den frisch gefärbten / Haaren und Gewändern /
ähneln sie reifen Granatäpfeln. // Mit Freude sehe ich zu, / wie
Dika die Triebe des Farns / geschickt in ihr Haar flicht. /
Erkennt ihr Grazien euch daran? / Andere wird es warnen.

Dorothee unterbrach sich: „Sappho muss sehr schön gewesen sein.“

„Muss sie auch noch schön gewesen sein? Darüber haben meine
Brüder mir nichts mitgeteilt; das ist mir auch nicht wichtig. Der ältere
von beiden sagte mir: „Sie wird wie eine Göttin verehrt“. Und der
andere ergänzte: „Sie wird auch die zehnte Muse genannt.“ Ich lag in
ihrem nackten Schoß, als Dorothee weiterlas:

Wie der Sturm gewaltsam die Wipfel biegt, / verdreht mir Eros
den Kopf.

Lass mich dir auf deinem Altar / die kräftigen Keulen / einer
weißen Ziege opfern.

Halte still und fühle, / wie eine Rebe sich / an dir Rebstock /
nach oben rankt.

Auch die Tauben / sind träge geworden, / ihre Herzen wurden
kalt.

Siehst du den Apfel, der dort oben / im Wipfel noch leuchtet –
/ als letzter am obersten Ast? / Hat der Pflücker ihn überse-
hen? / Er sah ihn bestimmt, / aber er konnte ihn nicht mehr
erreichen.

Eros – ich sah ihn / herunterkommen zur Erde / im Gewand
eines Kriegers, / aber umgeben von Licht.

Atthis, du sagtest: / Sappho, wir warten auf dich, / steh endlich
auf, / recke die Arme, / streife dein Nachtgewand ab / und lass
uns zusehn, / wie du dich wäschst. // Kle-is ...

(„habe ich das richtig ausgesprochen?“

„Ja, Kle-is war ihre Tochter.“)

Kle-is soll dir deinen roten Rock bringen / und den gelben
Überwurf und etwas / Wärmendes um die Schultern. //

Ein paar Blumen ins Haar und Praxinoa, / Liebes, röstest du
uns Piniennüsse / zum Frühstück?

Wie eine Schlange / muss ich mich ihm entwinden, // Eros
greift nach mir, / aber er fängt mich nicht.

Schön bist auch du nicht, Atthis, / aber seit deinen
Mädchentagen / liebe ich dich.

Ich sage dir, wie du kommen sollst: / Hast du noch dieses /
durchsichtige Hemd aus Phokaia / und die lydischen Blumen-
sandalen? / Dazu deinen dunkelroten Rock / und den persi-
schen Umhang. / Und den zarten Schleier, / das Geschenk
von Mnasis. / Helle dein Haar auf und festige / dein Locken mit
Salz. / Und nimm wieder den Königsduft.

Du bist geschmeidiger als Samt, / und weiß wie Milch, / rein
wie eine Quelle, / und quirlig wie ein Bach, / und stolz wie eine
Stute, / und duftender als jede Rose, / noch bezaubernder als
Musik, / du bist kostbarer als alles – / goldener als Gold.

An dieser schönen Stelle war ich zu unsachlich und habe meine zärt-
liche Geliebte offenbar so mit meiner Zunge erregt, dass sie zu einer
wundervollen Unterbrechung bereit war. Verzeiht mir, die Erinnerung
ist einfach zu schön ... Es dauerte, bis Dorothee weiterlesen konnte:

Die hübsche Mnasis ist manchmal / etwas umständlich; / Dika
bewegt sich bezaubernd leicht. / Nur Gyrinna übertrifft sie an
Anmut.

Glaubst du mich im Entgleiten Geübte / wieder in der Hand zu
haben, Eros?

Zugegeben, ein göttergleicher Kerl ist das, / der dich gerade betört. / Aber ich ersticke bei eurem Anblick, / denn auch mir raubst du seit langem den Schlaf. // Ich bin leider gehemmt und stottere, / wenn ich dich treffe, immer nur errötend herum. / Mir wird schnell wechselnd kalt und heiß / und ich wage es nicht, / dir in die Augen zu sehen. // Das Blut schießt in mir hoch / und ich zittre im Fieber. / Ja, ich weiß, das gehört dazu / und ich muss es ertragen, / aber sterben kann kaum schlimmer sein.

Jetzt kommt das Alter / mit Falten und grauen Haaren. / Ich werde langsamer / und renne keinem mehr davon. // Ich muss mich ergeben, / die Jugend entschwindet - / selbst Eos ereilte dieses Los - / Die Dämmerung löste ihre / zärtlichen Hände / vom Hals des Geliebten. // Sie hatte von Zeus Unsterblichkeit / für Tinothos erfleht, doch den / Erhalt seiner Jugend vergessen. / Umso grausamer empfand sie / sein Altern. Schließlich verwandelte sie / sein unaufhörliches Labern / in das Zirpen einer Zikade. // Ich weiß natürlich, dass auch ich sterben muss / obwohl alles in mir nach Leben schreit. /

Ich will auf den heißen Steinen liegen / und die Schatten der Bäume meiden. / Ich brauche das Sonnenlicht.

Wenn wir sterben, ist alles zuende. / Um uns weint keiner mehr / und niemand erinnert sich unser. / Uns gehörten nie die Rosen Pieriens, / deshalb werden wir nur Verwehte im Winde sein, / Schatten im Schattenreich des Hades.

Ich war überwältigt von diesen Versen, noch viel mehr als damals in der Klosterbibliothek. Wir liebten uns noch einmal ganz wundervoll, diesmal in der unsere Fantasie herausfordernden Enge unter Deck — ich verrate davon nur: das war nicht nur irgendein Lustverströmen.

Wir haben draußen geschlafen, immer mal ein bisschen zwischendurch, auf harten Segelplanen. Eng umschlungen. Aber ich weiß noch, wo meine Hand bleiben wollte und wo ihre Hand bei mir war. Das war erfülltes Leben! Zwei Menschen konnten nicht selbstverständlicher ineinander ruhen. „Du warst die ganze Nacht in mir“, hat Dorothee in mein Ohr geraunt. Unser Morgenkuss schmeckte nach Erde und Meer. Aber ich sah, dass ihre Augen rotumrandet waren.

„Ich habe vor Glück geweint, Frieder“, sagte sie nach meiner besorgten Frage. „Denk nur, jetzt bin ich so froh, dass ich dieses

unmögliche Abenteuer mitgemacht habe. Ich spüre: es war richtig und gut ...“

Bald danach drängte sie mich, sie nach Brindisi zurückzubringen, hauptsächlich ihrer Kinder wegen, die bei Nachbarn wohnen durften. Ihre plötzliche Ungeduld war harmonisch für mich, auch deshalb: „Bitte komm nächstes oder spätestens übernächstes Jahr wieder vorbeigesegelt, und bleib dann etwas länger.“

Und vergiss nicht, dass hier auch ein Frieder lebt. Er will übrigens Advokat werden.“

Knapp vierzehn Monate später ankerte ich wirklich wieder im Golf von Tarent. Vor zwei Monaten hatte mich ein ganz unbeschwert klingender Brief von ihr erreicht.

Er war ungewöhnlich lange unterwegs gewesen. Hinten auf dem Umschlag war in auffallend ungelungen, dicken Buchstaben ein Wort gekritzelt, offenbar mit ungeübter Hand: es hieß, wie Kundigere für mich entziffert und übersetzt haben, „Kommen schnell“. Ich grübelte lange darüber und hatte immer stärker ein unheimliches Gefühl.

Als wenn Kinder die Wäsche aufgehängt hätten . . .

Schließlich bin ich einfach losgereist und wurde aufgeregter, als ich Tarent näher kam. Im Garten der Familie Battista hing Wäsche zum Trocknen. Ich nahm wahr, dass die Stücke irgendwie chaotisch aufgehängt waren, aber das wurde mir erst Tage später richtig bewusst. Vittorio freute sich mächtig, die Kinder begrüßten mich rührend herzlich, die rotbraune Katze Milva strich mir schnurrend um die Beine. Selbstverständlich hatte ich für alle kleine Geschenke in meinem Gepäck. Flavius Fridericus fehlte zu meiner Enttäuschung, weil er in Bologna studiert. Schön, dann besuche ich ihn auf der Rückreise.

In der Küche arbeitete lächelnd eine dicke, ältere Frau. Ach, sie leisten sich eine Köchin; eine gute Entlastung für Dorothee! Ich blickte mich suchend um: „Dorothee ist wohl gerade beim Einkaufen, oder?“ Dann sah ich die Tränen in ihren Augen und ihre Traurigkeit. Helena umarmte ihre Schwester schluchzend. Sie mussten es jetzt nicht mehr aussprechen; die Gewissheit kam über mich, das nie Geahnte und nicht für möglich Gehaltene: Dorothee lebte nicht mehr.

Vittorio hatte sie in mehrere Hospitäler begleitet; die Diagnose war unter den gegebenen Möglichkeiten hoffnungslos; mehrere Ärzte hatten es ihm gesagt und er hatte es ihr nicht verschwiegen. Sie haben dieses Wissen gemeinsam bewältigt oder es doch versucht. „Das war wenige Wochen vor Deinem Besuch bei uns“, sagte Vittorio. Und dann sagte er etwas, das mich völlig verstörte: „Ich bin dankbar, dass Ihr euch noch einmal getroffen habt“.

„Das heißt - bedeutet das, Du hast alles gewusst?“, stotterte ich und schämte mich in Grund und Boden. Vittorio lächelte wehmütig und legte seine Hand auf meine Schulter: „Wir haben eine wunderbare Frau geliebt, Münchhausen. Sie hatte keine Geheimnisse vor mir. Aber auch keine Gewissensbisse wegen Dir.“

Ich hatte Mühe, das zu verarbeiten. Nach einer Weile sagte er noch zu mir: „Es soll uns trösten: Sie ist nicht für immer fort.“

Uns beiden und den Kindern bleibt sie für immer.“ Ich bin mit nassen Augen aus dem Haus gegangen und am Gitter ihrer drei Ziegen tief atmend stehen geblieben.

Eine Kinderhand schob sich später in meine. Olympia schaute zu mir hoch und sagte: „Du hast Glück, Onkel Münch: Heute gibt es Milchreisauflauf mit Zimt, wie Mutter ihn immer gemacht hat. Und viel Aprikosenkompott. Das ist mein Lieblingsessen. Deines auch?“

„Darauf freue ich mich schon lange, Olympia!“

„Dann komm endlich, ich hab einen furchtbaren Hunger!“

76. Irgendwo in der Südsee

Alle Seeleute fürchten die Taifune im Südchinesischen Meer, die schon unzählige Schiffe zerschmettert haben. Die Gebeine Tausender Seemänner liegen dort auf dem Meeresgrund, aber auch auf den umliegenden, zumeist traumhaft schönen Inseln, die sie anlaufen oder auf die sie sich retten konnten, ruhen viele Überreste weißer Männer. Nicht wenige ihrer Knochen wurden zuvor gründlich abgenagt – nicht nur von Raubfischen.

Ich habe die Taifune einige Male mit knapper Not überleben können, aber bei meiner siebten Reise nach China gerieten wir in furchtbarste Stürme, die tagelang anhielten und unser Schiff weit nach Südost abtrieben und zum Spielball des teuflisch aufgepeitschten Meeres machten. So seekrank war ich noch nie. Aber aus Furcht, das ständig vom Kentern bedrohte Schiff nicht mehr rechtzeitig verlassen zu können, band ich mich leider aus profaneren Gründen als olim Odysseus auf Deck an den Aufbauten fest.

Dieser Einfall hat mir tatsächlich das Leben gerettet. Leider war ich aber der einzige Überlebende der uns im Taifun packenden Katastrophe: Die achtunddreißigköpfige Mannschaft mit Kapitän und Steuermann und mein starkes, mit wertvoller Fracht beladenes Schiff ertranken und versanken in wenigen Minuten vor meinen Augen und ich konnte das Unglück nicht abwenden. Tage- und nächtelang

wurde ich mit dem kistenartigen Gebilde in den tobenden Wellen hin und her geworfen.

Der Verzweiflung und dem Wahnsinn war ich nahe, aber ich hörte noch nicht auf zu beten und zu hoffen, dass der Spielleiter meines Lebens noch mehr mit mir vorhat.

Sie winkten mit ihren Lendentüchern

Als ich endlich Land sah, glaubte ich an eine Fata Morgana; das unwirkliche Bild war zu schön:

Eine grüne Insel, eine palmenumsäumte Bucht und beim näheren Herangetriebenwerden das Erkennen dunkelhäutiger Frauen, die Blumenkränze trugen und anmutig mit ihren abgenommenen Lendentüchern winkten. Ich weinte vor Verzweiflung über dieses vermeintlich unwirkliche Gaukelbild. Aber das Bild blieb.

Die Bucht war dort flach und sie hatten die Kiste und mich wohl schon lange gesichtet. Die Frauen winkten und riefen. Ich winkte ermattet, aber übergücklich zurück. Sie lachten und begannen zu singen. Als ich auf sie zu stolperte, umringten sie mich und berührten mich staunend, besonders an der durch göttliche Einwirkung herausragenden Stelle, die ihr hellstes Entzücken auszulösen schien. Vermutlich hatten sie noch nie einen Weißen gesehen. Mir wurde dunkel vor den Augen, ich konnte mich nicht mehr auf den Beinen halten, aber ich fühlte mich bei ihnen geborgen.

Als letztes stellte ich fest, dass ihre Brüste große, dunkelviolette Knospen hatten — wann darf ich sie endlich liebkosen? Doch als ich erwachend die Augen aufschlug, befand ich mich unter lauter dunkelbraunen Männern. Einige hatten Pfeile auf mich angelegt, andere hielten Speere wufbereit auf mich gerichtet. Die Begrüßung durch ihre Frauen war mir sympathischer gewesen; war diese Reihenfolge ihre übliche Taktik?

Die nackten Männer mit den quer rot und weiß und schwarz bemalten Gesichtern trugen Stirnbänder und geflochtene Schnüre um den Bauch. Viele hatten dicke Bäuche. Am Auffälligsten war aber ihr hochgebundenes Penisfutteral aus zusammengesetzten Rohrstücken, die bei einigen auch hornartig hochgebogen waren. Ich spürte, dass sie mich seit langem angestarrt und Pläne für meine nahe Zukunft gemacht hatten. Sie sahen nicht im mindesten freundlich aus und mich beschlich die unbehagliche Ahnung, dass sie sich auf mein weißes Fleisch freuen könnten, wenn auch, wie ich wusste, in der halbfrommen Hoffnung, durch meine Opferung die Götter oder die Geister zu besänftigen.

Dies schien mir in meinem Fall unpassend zu sein und deshalb

befahl ich mir, kühl zu bleiben und vernünftiges Handeln zu überlegen. Was könnte sie beeindrucken und von ihren unmoralischen Absichten abbringen? Ob ich jetzt noch mit der Autorität eines Zaubers oder Priesters auftreten könnte? Ich musste es versuchen. Mir fiel ein, dass viele von unserer Zivilisation noch nicht verdorbene Stämme einen ausgeprägten Sinn für kultische Tänze haben. Ich erhob mich mit gespreizten Bewegungen und begann mit langsamen, schwungvollen Arm und Beinbewegungen zu tanzen, in Abständen hochzuspringen und dazu mundgemachte Trommelgeräusche hören zu lassen. Ich beugte mich häufig im Tanz herunter, erstarrte einige Male in der Bewegung und sang die wenig melodischen Silben „hauuujuhaauuhauuu“ in auf- und abschwellender Tonfolge. Nun ja, ein bedeutendes Kulturereignis war das nicht – aber seit einem Klassenbesäufnis in meiner Oberprima hatte ich es auch nicht mehr verfeinern können.

Die Männer hatten sich im Kreis um mich herumgestellt und starrten mich aufmerksam an. Ich schloss die Augen bis auf einen kleinen Spalt, drehte mich einige Male rasch um mich selbst und wies wie hypnotisiert mit ausgestreckten Armen auf einen Mann, der sich im Hintergrund hielt, aber an seinen vielen Accessoires leicht als Mediziner, Geisterbeschwörer oder Zauberer zu erkennen war.

Ich öffnete die Augen ganz, stellte mich dicht vor ihn und wollte ihn mit weit zurückgebeugtem Oberkörper in den Blick nehmen und ihn irgendwie beeindrucken. Der Mann hielt mir abwehrend seinen Speer entgegen. So musste ich etwas mehr riskieren.

Ich legte mich mit der auch bei vielen Tieren üblichen Ergebnislosigkeit rücklings vor ihn und hielt ihm mit ausgebreiteten Armen meinen entblößten Oberkörper hin. Wenn dies Kannibalen sind, soll er es leicht haben. Er lächelte zufrieden und geschmeichelt. Ich ließ auf meinem angespannten Bauch einen durch schnell erfundene Urlaute unterstützten Trommelwirbel hören, stand langsam auf und begann, ihn ehrerbietig zu umtanzen und mich dabei mehrfach vor ihm auf den Boden zu werfen.

Währenddessen überlegte ich angestrengt, was ich als nächstes tun könnte. Schließlich zeichnete ich mit meinen Fingern einige Figuren in den Sand, umriss dann den Standplatz des Mannes kreisförmig, zog ein größeres Viereck in einigem Abstand und verband die beiden Felder durch einen kleinen Graben.

Dann kniete ich nieder und pinkelte mit einem aufwendigen Zeremoniell, also mit kunstvollen Pausen, andächtig in das freie Feld. Ein gemeinschaftlicher Ausruf des Staunens entfuhr den Männern. Ich hatte einen starken Druck auf der Blase und entleerte mich lange, mit

halbgeschlossenen Augen und wahrscheinlich wieder effektiv ausbreiteten Armen.

Ein kleines Rinnsal lief auf das Feld des kunstvoll bemalten Zauberers zu, der noch faszinierter als alle anderen den Lauf des Bächleins verfolgte. Es versiegte kurz vor seinem Kreis.

Pinkeln und anderen Zauber

Ich bewegte mich auf den Knien ein größeres Stück zurück und berührte dann sieben Mal und betont „feierlich“ mit meiner Stirn den Boden. Dann stand ich auf, klatschte, während ich mich drehte, minutenlang in die Hände und ging langsam und gespielt selbstsicher im Storchenschritt reihum.

Dabei nahm ich jeweils mit zwei Fingern etwas Farbe von den bemalten Körpern der Männer ab und übertrug sie auf mein Gesicht und auf meine Brust und auf die Arme.

Meine Rechnung ging auf. Sie lachten entspannt, um kreisten mich und gingen bald dazu über, mich selbst mit ihren eigenen Körperfarben zu bemalen: weiß und gelb, blau und grün, ganz wenig auch schwarz. Weil sie alle eher wellenförmige Ornamente bevorzugt hatten, nahm ich diese Motive auf, reservierte mir aber ein schwarzes Dreieck in der Mitte meiner Brust. In die Mitte wollte ich Rot bringen, das war nirgendwo zu sehen. Deshalb verneigte ich mich vor dem Zauberer, ritzte meinen Zeigefinger an seinem Speer und malte das Dreieck mit meinem eigenen Blut aus. Dann stellte ich mich neben und ein bisschen seitlich hinter den Zauberer, verschränkte meine Arme über der Brust und senkte den Kopf. Ich wollte ihm den Eindruck vermitteln, dass ich ein Kollege von ihm war, aber kein Konkurrent. Das schien zu gelingen.

Der Zauberer gab das Zeichen zu einem Tanz. Fünf Musikanten schlugen auf dumpf klingende Baumstämme und die Männer begannen einen nicht gut aufeinander abgestimmten Schütteltanz mit Halbsprung und Querdrehungs-Sequenzen, der kein Ende fand, weil sie nach und nach in Ekstase gerieten.

Nach einigen Minuten wagte ich zu dem Zauberer hinzusehen. Das weitere Geschehen musste doch auch für ihn langweilig werden. Er ließ mich eine Weile warten, ehe er auf meinen hypnotischen Blick reagierte und in meine Richtung sah. Ich musste jetzt nach der verfliegenen Anspannung lachen, obwohl ich ahnte, dass dies lebensgefährlich sein konnte. Ich hielt mein Lachen trotz seines strengen Blicks durch und machte eine rasche anstiftende Kopfbewegung, als wollte ich ihn zum Weggehen anregen. Und denkt Euch, das schien er zu verstehen. Er lachte glucksend, zeigte seine beachtlichen Zahn-lücken und schlug mir mit seiner Keule erkennbar freundschaftlich,

aber ziemlich wehtuend auf den Rücken und machte mir ein Zeichen, ihm zu folgen. Das in einer üppigen Vegetation wohltuend schattig gelegene Dorf mit vielen offenen Hütten war ganz nah. Eine Wolke von Ylang Ylang wehte uns entgegen.

77. Lernbereite Kannibalkinder

Bei einem sättigendem, wenngleich ungewohnten Essen in einer großen, offenen Gemeinschaftshütte inmitten der fröhlichen Frauen und der jetzt viel freundlicher auf mich wirkenden Männer lernte ich, dass diese Insulaner ihre Lust in einer mir ungewohnten Selbstverständlichkeit auslebten.

Noch viel selbstverständlicher als in Sankt Petersburg bei der sich ziemlich dekadent gebenden Hofgesellschaft paarten sich die Männer und Frauen lachend und plaudernd und ohne dem Lustgeschehen besondere Aufmerksamkeit zu widmen, scherzend auch während sie aßen und sich gegenseitig Leckerbissen in den Mund steckten. Eine ältere Frau und eine viel jünger aussehende Frau bereiteten sich mitten unter den anderen wie beiläufig selbst Lust.

Es dauerte nicht lange, bis einige Frauen mir mit lautstarker Unterstützung des Stammes meine nassen Kleidungsstücke abzogen und die Besonderheit meines Manneszeichens bestaunten und möglichst alle Interessierten sehen und anfühlen ließen. Mehrere Frauen boten sich von vorne und von hinten als Lustpartnerinnen an. Als ich abwehrend protestierte, berieten sie sich und drängten dann lachend eine junge und wirklich auffällige Dorfschönheit, die mich sofort tief beeindruckte, zu mir hin. Sie lachte herzlich und bewegte sich auffallend selbstbewusst. Sie schätzte ihre Wirkung auf Männer offenbar richtig ein. Ihre Brüste sahen fest aus wie spitze, mundgerechte Kegel, seitlich anmutig nach außen gerichtet.

Nun gut, sagte ich mir, insgeheim sogar „endlich“, denn ich hatte seit einer Ewigkeit keine Frau mehr in den Armen gehalten und stellte mich auf beglückende Liebesfreuden ein. Sie nannte mir, auf ihre Brust zeigend, ihren Namen: Tuka Tuka. Sie gehörte zur näheren Umgebung des Zauberers, in welcher genauen Beziehung, wusste ich nicht und wollte es nicht erfahren. Sie war eine zauberhafte Südsee-Schöne und dazu unwahrscheinlich lieb und zärtlich. Ihr Mund war leuchtend rot gefärbt und die Spuren dieses Farbstoffs waren nach Stunden nicht nur in meinem Gesicht zu sehen, worüber alle amüsiert lachten. Nur der Zauberer machte ein nachdenkliches

Gesicht.

Nicht zu verhindern: alle sahen zu, wenn wir uns liebten

Leider, das merkte ich erst am Schluss, liebten wir uns mit all den betäubenden Einzelheiten vor allem Volk. So blieb es dann lange Zeit: Nichts blieb vor den Nachbarn verborgen, nichts machte sie normalerweise aber auch neugierig. Bei mir war das vielleicht aus zwei Gründen anders: Einmal weil ich ein exotischer Fremder für sie war und dann verbreiteten meine vier Frauen wahrscheinlich genießerisch und etwas angeberisch einige Besonderheiten unseres „häuslichen“ Liebeslebens ... Ich hatte wirklich sehr viele Lusterlebnisse nachzuholen und meinen Hüttenmitbewohnerinnen war es nie zu viel, mich mit Liebe und Lust zu beschenken.

Ich machte zur festen Gewohnheit, dass Tuka Tuka jede fünfte Nacht willkommener Gast in unserer Hütte war; sie war sehr stolz darüber und vertrug sich fast unheimlich harmonisch mit meinen Hüttenfrauen, die uns beiden spürbar relativ viele nächtliche Lustkontakte gönnten; dabei wollten sie allerdings nicht vernachlässigt werden.

Schon in den ersten Tagen hatten mir die Inselbewohner eine Hütte errichtet und mich vier Frauen auswählen lassen, die mir dort in der Fremde redlich halfen, mich einzugewöhnen, Alltagsgeschäfte zwischen mir und den Inselbewohnern zu vermitteln, mir bekömmliche Speisen zu bereiten und nicht zuletzt: durch ihre Tag und Nacht fassbare und immer zärtliche Nähe kein Heimweh und keine Einsamkeitsgefühle aufkommen zu lassen.

Ohne diese innige Lebensgemeinschaft hätte ich meine gespielte Distanz zu allen Inselfrauen nicht durchgehalten. Tagsüber war ich gut beschäftigt, aber die Nächte habe ich in der Gesellschaft dieser lebenswerten und einfühlsamen und wohl schon lebenserfahrenen Frauen genossen. Sie halfen mir wirkungsvoll, mich gegen andere Inselfrauen zu wehren, die mir gefährliche Liebesfallen stellen wollten: Immer wieder hatten es einzelne Frauen mit allerlei Listen darauf angelegt, mich zu verführen — und das auf einer Insel, wo, wie man sogar in Europa weiß, die meisten blutigen Händel aus Eifersucht und wegen der nun mal wechselnden Zuneigung unter Frauen und Männern jeweils mit Hackmessern ausgetragen werden.

Nach einigen Tagen und denkwürdig genossenen Nächten kam mir der Einfall, diese unverdorbenen Menschen mit den Abwechslungsfreuden der Mode bekannt zu machen, nicht zuletzt, um mich dabei abzusichern und wertvoll zu machen. Es reizte mich, bei den Frauen zu beginnen, denn ich fand viele aufregend apart und begehrens-

einige sogar stehlebenswert und nicht wenige zeigten mir überdeutlich, dass sie zu jeder Hingabe bereit waren; aber die Vorsicht zwingt uns zuweilen zu Umwegen, und ich wusste, dass bei Naturvölkern oft Besitzerrituale mit grausamen Folgen aufbrechen und mit Tötungsabsichten ausgetragen werden.

Ich widmete mich also nur den Männern. Zuerst schmierte ich ihnen eine Art Maisbrei auf das Haar und formte daraus einen spitzen Helm. Das machte ich natürlich auch aus meinem Schopf. Die Frauen applaudierten begeistert, während sich die Männer noch unschlüssig betrachteten. Erst als die Frauen von mir verlangten, auch so geschmückt zu werden und ich das ablehnte, begann der Haarschmuck den Männern zu gefallen. Lästig war nur, dass er täglich erneuert werden musste.

Dann entwarf ich ihnen eine neue Körperbemalung in Blau und Grün mit gelben Tupfen für jeweils den dritten Tag der Woche, Schwarz und Gelb mit grünen Streifen für den fünften Tag. Ich bestand darauf, dass sie diese Farbe wirklich nur jeweils einen Tag lang auf dem Körper trugen. Zu einem Ritual gehören auch feste Zeiten.

Bei allen Handlungen versäumte ich nie, den Oberzauberer um sein zustimmendes Nicken zu bitten, deshalb war mir das Einverständnis aller immer sicher. Nur die größten Verrücktheiten wollte ich ihm nicht zumuten; gerade die reizten ihn manchmal zum Mitmachen.

Die Frauen fühlten sich von mir verschmäht; sie versuchten oft, mich für eine neuartige Verzierung ihrer Brüste, Bäuche und Rücken zu gewinnen, auch in oft schmerzhaft aufreizender Weise für eine kunstvolle Umrahmung ihres Schoßes, aber ich blieb unbeugsam und tat stur so, als sei ich wirklich nur an der Verschönerung der Männer interessiert. Die Inselfrauen verstanden die Welt nicht mehr, aber den Männern tat mein Verhalten gut. Und siehe da, nach einigen Wochen bewogen sie mich, meine Künste auch den Frauen zu widmen.

Ich gab mich widerstrebend und warf ihnen scheinbar lustlos die Zeichnung einer gelben und hellblauen liegenden Acht als zierenden Umriss ihrer Brüste hin; ihre wunderbar großen, bläulich-violetten Brustrosetten färbte ich rot; ihren Schoß umrahmte ich mit der Andeutung eines hauchdünn gezeichneten Labyrinths, das auch die Ungeschicktesten zum Ziel führte.

Später entwarf ich ein hier natürlich vollkommen blödsinnig „benötigtes“ Abendgewand aus spitz von einer Schulter hinabfallendem, knielangem und durch dünne Bänder verbundenem trapezförmigem Bastgewebe. Innerhalb von drei Wochen trugen fast alle Frauen diese mühsam zu fertigten Gebilde und dazu die gelbblaue Acht mit den großen roten Mittelpunkten. Monate später konnte ich ihnen das

Weben feinerer Gewebe und kunstvolles Färben beibringen. Wie es auch in der richtigen Modebranche vorkommen soll, schoss ich in meiner Absicht, oft Neues zu bringen, über sinnvolle Ziele manchmal hinaus — Sie werden mir das verzeihen, meine Damen.

Ich riet den Frauen zu Düften auf ihrer Haut

Dann führte ich kleine, perlenverzierte Zöpfe ein, eine Fülle von netten Kleinigkeiten wie auf den Rücken tätowierte Schmetterlinge oder nahe einer anderen interessanten Stelle einige zum Suchen anregende Käferchen, auch Fußkettchen aus weißen Muscheln, Dufttupfer aus Rosenöl und weiße, blaue und rote Blüten im Haar. Dies wurde alles unfassbar schnell Mode — wie immer total entbehrlich, aber Abwechslung und vor allem: den „Seht-mal-alle-her-Effekt“ bringend.

Schwerer tat ich mich mit der Einführung von farbiger Unterkleidung für die Schamgegend, die für sie gar keine Schamgegend war. Mir ging es auch nicht darum, ihnen künstlich Scham beizubringen; mich bewogen mehr ästhetische und gesundheitliche Gründe, aber auch, jedenfalls bei den Frauen, das Wissen, dass geschickt Verborgenes viel mehr Aufmerksamkeit und Neugier weckt als ständig sichtbare Nacktheit. Vor allem riet ich ihnen dazu, die Männer mit Düften auf ihrer Haut und in ihrem Schoß zu bezaubern. Und mit ungewöhnlichen Farben dieser winzigen Hüllen! Wir probten das unendlich lange, aber es ermüdete uns nicht.

Mein Lieblingsgrundsatz war zeitlebens: Mach aus allem etwas Besonderes, übe dich in der Kunst, das Alltägliche irgendwie herauszuheben.

Meinen größten Erfolg sah ich unerwartet darin, dass dieses Inselvolk sich wieder auf altüberlieferte Künste und Fertigkeiten besann und sie wieder schätzen lernte. Darin habe ich sie bestärkt. Die Männer schienen erleichtert zu sein, dass sie ihre engen, unpraktischen Schutzhüllen für den länglichen Teil ihrer Männlichkeit endlich aufgeben konnten.

Sprachlich konnten wir uns ja nicht verständigen; ich konzentrierte mich deshalb auf die Entwicklung der mir bereits gut vertrauten Zeichensprache zu einer übernationalen Grundverständigungsmethode. Meine Forschungsergebnisse und Erfahrungen habe ich in einem inzwischen weit verbreiteten Standardwerk „Erleben Sie die Liebe wie ich“ weitergegeben. Noch bekannter wurden allerdings die Fachbücher, die ich über meine Erkenntnisse aus den in Europa als neuartig geltenden Heilmethoden verfasste, die ich der harmonischen Zusammenarbeit mit dem Zauberer und Mediziner verdanke.

Am Wochenende hielten wir in einem eigens dafür aufwendig hergerichteten, geschmücktem Palmhaus gemeinsam einen „Ansehtag“, sie nannten ihn „Schualameh“, bei dem wir uns viel Zeit für die Inselbewohner nahmen und herauszubekommen suchten, welche Bereiche ihrer Körper und Seelen ihnen Sorgen machten.

Bevor wir die Wartenden zu uns heraufkommen ließen, konnten sie von Ferne mitansehen, wie wir aus mehreren Sorten Mehl, Pflanzenteilen und Fruchtsäften mehrfarbige Kugeln formten.

Wir Medizinmänner lernten von einander

Ich führte neu ein, dass wir über den fertig gemischten Arzneien eine Weile meditierten, während das Inselvolk in Stille verharren musste. Nur drei Trommler durften leise und dumpf trommeln. Der Mediziner verlangte für unsere farbigen Medikamente unerwartet viele aufgereichte Fischzähne und Schmucksteine; ihr hoher Preis trug wirklich dazu bei, dass sie als besonders stark und vielfältig heilend galten. Seine Einnahmen gab mein vielseitiger Partner an seine Frauen und Kinder weiter. Weil ich für meine Heilbemühungen keine Gegenleistung wollte, dachten sich die Frauen spürbarere Formen ihrer Dankbarkeit aus; ich reduzierte sie mit Mühe und nur ganz wenigen Ausnahmen auf Umarmungen. Der Mediziner sah aber sein Grundprinzip gefährdet und ich musste es einsehen: Was die Leute umsonst kriegen, ist ihnen nichts wert.

Meine Lösung war wieder einmal ein Gemeinschaftstopf – aber diese glücklichen Menschen hatten keinen Sinn für das Anhäufen von Werten. Deshalb habe ich sie zur Arbeit am Bau eines Schiffes verpflichtet. Das fanden sie gut.

Mein Kollege verstand sich auf unblutige Operationen mit einer geheimnisvollen Methode des Einfühlens über seine Fingerspitzen, bei der er trotz seiner vermeintlich unzureichenden anatomischen Kenntnisse an Wunder grenzende Erfolge hatte.

Er vermittelte mir einige im Austausch gegen auch ihn überzeugende Heilbehandlungen der klassischen Medizin. Bei unserem Gedankenaustausch über Diagnosen und Behandlungen erfand ich neue Bezeichnungen, die sich später als „Fach-Insulanisch“ durchsetzten. Meine späteren Fachbücher gehen auf das Drängen meiner echten medizinischen „Kollegen“ zurück. Ich hatte übrigens unglaubliche Erfolge mit meinen meditativen Massagen, die ich manchmal mit heißen Steinen verstärkte. Wegen des großen Andrangs musste ich dafür besondere Abende freihalten. Sie brachten auch mir viel.

Weil mich das gering entwickelte Reinlichkeitsbedürfnis der Männer

störte, empfahl ich ihnen nach einiger Zeit zur Abwechslung kahl geschorene Köpfe. Natürlich musste ich immer mit meinem guten Beispiel vorangehen. Zum Schutz gegen die Sonne ließ ich ihnen von den Frauen breitkrepelige Hüte flechten. Mehrfache farbige Hut-schnüre zeigten an, wie viele Frauen ein Mann hatte. Sie kamen selbst auf die Variation, mit der Vielfalt der Schnüre die Gestalt ihrer Frauen zu kennzeichnen. Angenehm rundliche Frauen standen bei ihnen in hohem Ansehen. Ich gewöhnte mich an ihren Geschmack.

Wir machten einige Experimente mit vergorenen Früchten, aber wir konnten die Haltbarkeit der daraus gewonnenen Getränke nicht sichern; deshalb mussten wir bei unseren häufigen Festen alles frisch Hergestellte sofort verzehren, das hat eine heitere Stimmung bewirkt.

Die Feste wurden unser größtes Vergnügen. Das aus der Trommelgruppe entstandene Inselorchester, unser Chor und mehrere Tanzgruppen bereicherten das Leben der Inselbewohner ungemein. Ich konnte befriedigt beobachten, dass diese Feste die den Männern angeborene oder anerzogene Angriffslust minderten und zum gegenseitigen Verstehen und zu größerer Duldsamkeit beitrugen, weil sie als Feste der Liebe gefeiert wurden, bei denen sie selbst neue Formen entwickelten, miteinander vertrauter zu werden. Ich hielt sie nicht oder nicht mehr für Kannibalen, aber es fiel ihnen auch kein Fremder in die Hände, und ich war wohl inzwischen tabu.

Bei diesen Gelegenheiten bildete sich ein von mir nicht zu verhindernder Höhepunkt heraus: Ich wurde verlost.

Die Frauen mit dem Hauptgewinn durften gegen eine Spende in den Gemeinschaftstopf drei oder vier Trommelstücke lang mit mir allein sein. Jede konnte ein Blatt mit ihrem Namenszeichen in einen Korb werfen.

Der Häuptling wählte in einem spannenden Verfahren zuerst zehn, daraus dann fünf, dann zwei Blätter und schließlich das Blatt der Siegerin aus. Meine Hoffnung, dass sich die alten Frauen an diesem Spiel nicht beteiligen würden, erfüllte sich nicht und das Ergebnis war offensichtlich ein besonderer Spaß für alle: In einem ausgelassenen Freudenzug wurde ich auf den Schultern vieler Frauen in eine offene Hütte getragen. Das ganze Dorf sah dann mit lebhafter Anteilnahme zu, was die Siegerin mit ihrem Losgewinn anfang. Es kostete mich, wie ihr verstehen werdet, viel Überwindung, diesen Brauch zu bejahen, aber ich sah ein, dass ich meinen Freunden dieses Opfer bringen musste — wenn sie mich schon nicht am Spieß braten konnten.

Dieser Teil des Festes schien sich ansteckend auf die Frauen und Männer des Dorfes auszuwirken; das Liebesfest, bei dem jede Frau

nach jedem Mann greifen und ihn eine Weile bei oder in sich behalten durfte und das den Männern zunächst eine passive Rolle zumutete, dauerte jeweils bis zum Sonnenaufgang und endete nach einem Bad im Meer mit einem gemeinsamen Frühstück aus vielen Früchten. Liebeslust gehörte natürlich zeitfüllend dazu.

Unter den vielen neuen Freuden und Genüssen vermisste ich meine Tabakpfeife und den Tabak; die Gründe werden nur Raucher verstehen. Ich schnitzte lange an einigen Pfeifenmodellen, und zur Erholung für meine davon schwierig gewordenen Finger suchte ich die Insel nach brauchbaren Blättern ab, die sich trocknen und nach in mehreren Versuchen bewährten Behandlungen — manche waren delikat und wurden eine eigene Qualität mit von vielen begehrten sinnlichen Auswirkungen — rauchen ließen.

Ich konnte nicht verhindern, dass die Inselbewohner mein Tun aufmerksam verfolgten und sofort nachahmten. Ich fürchte, das ist heute noch so, wie ich es früher sah: am gierigsten rauchten die Frauen.

78. Seminare unter Palmen

Ich suchte immer einen Mittelweg zwischen den erfreulichen und den oft plötzlich aufbrechenden gefährlichen Aspekten in unserem Inselleben; dabei half mir eine unerwartete Veränderung der eingespielten Gewohnheiten: Mein Freund, der Häuptling und Zauberer, pflegte sich alle zwei Wochen von jeweils sechs Frauen in einem großen Einbaumboot zu einer vom Land aus unzugänglichen Bucht paddeln zu lassen. Ich vermutete anfangs, dass er den Frauen dort Unterricht in Inselgeschichte oder Grundkurse in Zauberei gab.

Als er sich bei einem mystischen Sprung böse ein Fußgelenk verstaucht hatte und trotz meiner helfenden Lehmwickel längere Zeit mit Schmerzen in seiner Hütte ruhen musste, waren einige Frauen darauf gekommen, mich als Ersatzlehrer zu diesen von mir so vermuteten Bildungsfahrten aufzufordern. Ich verwies sie an den Zauberer und der stimmte mit einem hintergründigen Grinsen zu.

Ich begriff, dass ich aus einer großen Zahl von Bewerberinnen sechs Frauen auswählen musste. Die Sechs jauchzten und bekränzten mich in ausgelassener Stimmung, nahmen Vorräte an Bord und stachen mit mir in See. Tuka Tuka war übrigens immer dabei. Ich übertrug ihr einige Aufgaben.

Die Frauen paddelten geschickt; wir kamen bald in eine überaus reizvolle Bucht, in ein Urwaldparadies, das in eine grün überwucherte Felslandschaft eingebettet war.

Die Insulanerinnen hatten sich die ganze Strecke über auffällig frei und selbstbewusst gegeben; sie lachten unterwegs so übermütig, dass mir schon Zweifel an ihrem Lerneifer kamen; schließlich hatte ich mich auf eine verbesserte Variante unserer Zeichensprache vorbereitet. Die fröhlichen Frauen erwiesen sich dann doch als lern- und lustvoll lehrbereit.

Wir haben uns unter strengen, selbstverständlich auch theoretisch nachprüfbaren Bedingungen über „partnerschaftsfördernde Praktiken zwischenmenschlicher Intimität bei besonderer Berücksichtigung kulturenübergreifender Überlieferung unter besonderen klimatischen Bedingungen“ gründlich ausgetauscht und uns sehr befriedigende Ergebnisse erzielt, aber es war anstrengend für uns alle. Unsere gegenseitige Lernfreude wuchs so, dass wir die Rückkehr auch am nächsten Tag versäumten und am dritten Tag von einer besorgten Rettungsmannschaft zurückgeleitet werden mussten.

Lerneifer zeigten nur die Frauen

Dieser Intensivunterricht hat dann eine neue Tradition begründet, für deren Ausformung sich die merklich selbstbewusster werdenden Inselfrauen ganz ungewöhnlich eingesetzt haben. Wir boten zuletzt nur noch zwei und dreitägige Lerntage an. Das Inseloberhaupt achtete darauf, dass sich alle noch nicht zu alt fühlenden Frauen für eine Fortbildungsmöglichkeit melden konnten. Tuka Tuka half mir immer bei der Feinplanung. Für die Männer überlegten wir andere Programme; sie zeigten sich wenig interessiert.

Eine meiner ersten „Schülerinnen“ führte in ein faszinierendes Ritual vor der ganzen Inselversammlung ein. Sie begann einen scheinbar improvisierten Tanz und stellte mimisch und ernsthaft die Geschichte einer hingebungsvollen Empfängnis, einer immer ausgeprägter sichtbaren Austragungszeit, eine dramatische Geburt und das glückliche Herumzeigen eines schreienden Kindes dar.

Im Nu entstand ein ausgelassen lachender Tanzkreis von gut Hundertfünfzig Frauen, die alle wiederholten, was die Vortänzerin noch einmal und sichtlich noch übertreibender darstellte. Das für mich Überraschendste war, dass danach auch die Männer sich sehr ernsthaft und andächtig in die Rolle einer Frau versetzten, deren Liebhaber seinen Samen in sie stößt. Sie stöhnten dabei laut und lustvoll auf. Stolz stellten sie dann ihren gesegneten Leib dar und am Ende das schmerzliche Gebären. Dabei lachten die Frauen schallend und schadenfroh – die Männer ließen sich dann genießerisch von ihnen trösten ... Ich durfte von meiner Hütte aus zusehen und zuhören; es wurde ein lautes, sehr lustiges Fest. Sie haben es alle paar Tage wiederholt. Ich musste mitlachen, aber ich kam sehr ins Grübeln –

über die dahinter verborgenen Fragen.

79. Manchmal hilft uns auch ein Schurke

Eines Nachmittags zerriss Trommelgedröhn der Inselwache unseren Inselfrieden und rief das Inselvolk zum westlichen Strand. Ein Schiff näherte sich unserer Insel. Es war ein europäischer Hochseesegler und ich erkannte mit bloßem Auge die beiden Kanonen am Bug, später auch die holländische Fahne. Ich bereute sofort, dass ich die Inselverteidigung bisher vollkommen vernachlässigt und militärische Maßnahmen durch meine anderen Aktivitäten einfach vergessen hatte. Meine braunen Freunde sahen mich erwartungsvoll an. Ich versuchte, gleichmütig und alles vorausahnend auszusehen.

Wegen der vorgelagerten Korallenriffe musste die Brigg weit draußen ankern. Als ein Beiboot langsam auf uns zusteuerte, wollten die Inselbewohner nach ihrer offenbar überkommenen Taktik die Frauen wie damals bei meiner Ankunft vorschicken. Ich winkte sie aber in die Deckung zurück und ging allein auf die Ankömmlinge zu.

Es waren sechs Weiße, von denen vier ruderten und einer die rot-weiß-blaue Fahne hielt. Ein weißbärtiger Mann stand im Boot auf und hielt ein Buch hoch. Er rief in mehreren Sprachen ein Wort, das ich als „Frieden“ verstand. Ich winkte ihm erleichtert zu, als ich zu erkennen glaubte, dass er eine Bibel in der Hand hielt. Er stellte sich mir dann, durchs Wasser heran watend, als Missionar aus Utrecht vor.

Ich misstraute ihm und seinen Absichten von Anfang an, aber ich war an dem Schiff interessiert, das ihn hergebracht hatte.

Wir konnten uns mit einer Mischung von Plattdeutsch und Holländisch recht gut verständigen. Auch die ihn begleitenden Matrosen waren Holländer, aber sie waren, was mir unter den gegebenen Umständen auffiel und meine Skepsis verstärkte, zu keiner sprachlichen Verständigung bereit. Der Missionar wunderte sich über meine Anwesenheit und befürchtete anfangs, dass ich ein portugiesischer Missionar sein könnte. Auch daraus folgerte ich, dass sich bei ihm und seinen Auftraggebern staatliches Besitzstreben unheilig mit Bekehrungsabsichten verband.

Er wollte zuerst wissen, wie viele Männer hier lebten. Als ich eine ungefähre Zahl nannte, hakte er nach: „Genauer bitte: wie viele Männer?“ Wozu wollte er das wissen? Beim Essen fiel mir auf, dass er die Männer sehr abschätzend beobachtete; die Frauen interessierten ihn anscheinend weniger, aber er fragte mich doch, ob die

Männer sich hier mehrere Frauen leisteten. Ich sagte ihm, dass ich von keinen festen Regeln wüsste, allenfalls von überkommenen Gewohnheiten; in allen Alltagsfragen kämen die Leute zum Zauberer.

Der entschied mit einer stummen und sparsamen Mimik, die ich verblüffend mehrdeutig fand — aber welche Zivilisation hat schließlich ein gerechteres und verbindlicheres Rechtssystem!

Freunde, wir sollten einmal unsere Erfahrungen darüber zusammentragen, ob wir alle nicht gern und sogar stolz einer Autorität folgen, die uns Entscheidungen abnimmt oder leicht macht und deren Rat wir dann irgendwann so ändern, wie es uns angenehmer ist.

Wieder die Schicksalsfrage: Gehen oder bleiben

Ich traute dem Holländer zu, dass er bald mehrere Frauen an sich binden würde und dabei auch biblische Vorbilder sehen würde. Und wie er ungeniert die Männer und die Frauen anschaute, wirkte er auf mich wie ein Sklavenkäufer, der die Arbeitskraft und die Belastungsfähigkeit der ihm angebotenen Inselmenschen einschätzt. Mein Misstrauen muss sich auf die Inselbewohner übertragen haben. Die Insulaner wichen ihm aus und ich fand es nicht verantwortbar, diese Vorsicht abzubauen.

Deubel auch! Ich befand mich in einem Interessenkonflikt. Ich erfuhr, dass der Kapitän nach wenigen Tagen weitersegeln wollte. Die Männer aus seiner Mannschaft sollten sich auf unserer Insel umsehen und vergewissern, ob man den Missionar sich hier selbst überlassen konnte.

Dann sei vorgesehen, dass das Schiff auf der Rückfahrt von Batavia in einigen Wochen wieder hier vor Anker gehen sollte. Ich wollte diese erste Gelegenheit nicht ungenutzt lassen und bat den Missionar, mich beim Kapitän zu empfehlen: ich sei ein hier vor Jahresfrist gestrandeter Handelsherr, der über einen größeren Hafen endlich zurück in seine Heimat wolle. Als der Missionar merkte, wie sehr ich mich auf die Zuneigung der Inselbewohner stützen konnte, schien er es günstig zu finden, mich bald loszuwerden.

Tags darauf kam der Kapitän mit dem größten Teil seiner Mannschaft auf die Insel. Weil die internationale Handelsflotte eine überraschend kleine Welt ist, hatte er von mir und meinem Schiff gehört und zeigte sich hilfsbereit. Wir feierten ein stark bewegendes Begrüßungs- und Abschiedsfest und schon am übernächsten Morgen setzten sie über mir die Segel.

Ich koche noch heute, wenn ich an die Frauen und Männer meiner Südseeinsel denke, weil ich weiß, wie brutal die vorgeblich frommen, aber im unbarmherzigsten Sklavenhandel reich gewordenen Hollän-

der auch ihnen ihre Auffassung vom Christentum übergestülpt und gleichzeitig sie und ihr Land ausgebeutet haben. Wer mehrere Religionen und ihre Anhänger im Alltag erlebt hat, sieht kaum Gründe, auf die Entwicklungen des Christentums stolz zu sein und über die unverzeihlichen Auswüchse wegzusehen.

Ich war allerdings ziemlich sicher, dass meine Inselfrauen dem Missionar irgendwann einige wirkungsvolle Kräuter in seinen Abendtrunk gemischt haben; dadurch wird er ungefährlich geworden sein. Hoffentlich sind sie nicht in frühere Gewohnheiten zurückgefallen — und konnten später den ihn suchenden Seeleuten wenigstens sein Grab zeigen.

80. Das Geschenk des Zauberers

Der Missionar schlief nachts auf dem Schiff. Ich musste mich auf eine kurze Abschiedszeit einstellen. Am Abend lud ich den Zauberer in unsere Hütte. Mit ihm, Tuka Tuka und meinen vier Frauen führte ich ein mich sehr aufregendes Gespräch — wie gewohnt, in gestenreicher Zeichensprache und mit Zeichnungen; wunderbarerweise haben sie mich verstanden und meinem Angebot begeistert und gerührt zugestimmt. Es war für alle Beteiligten aufregend, als der Zauberer auf meine Bitte hin zögerlich ein in einer Flamme geläutertes Messer nahm und zwei kleine Schnitte in eine von mir gekennzeichnete Bauchstelle machte. Alle staunten ungläubig, als eine goldene Kapsel sichtbar wurde, meine dritte. Ich ließ sie Tuka Tuka, die das unbedingt wollte, mit dem Mund herausaugen.

Es wurde unversehens eine besondere Zauberhandlung, als ich die Kapsel öffnete und den Inhalt mit einem Blasrohr auf die fünf Frauen — zugegeben, wegen meiner innigen Beziehung zu Tuka Tuka etwas ungleich „verteilt“ — und dieser ungewöhnlichen Handlung danach sofort die uns allen vertrautere Form der körperlichen Liebe folgen ließ. Tuka Tuka und eine Frau aus meiner Hütte machten mir klar, dass es bei ihnen in dieser Nacht ein sehr günstiger Zeitpunkt für unsere Handlung war. Ich sage Euch: es war eine wundervoll glücklich machende Stunde und ich habe heute noch die Trommelrhythmen im Ohr, die uns ein Dorfmusikant in dieser Nacht als Untermahlung unseres Liebestaumels schenkte!

Es schien wirklich ein besonderer Zauber über dieser Nacht zu liegen und Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie die Frauen singend und uns alle umarmend ihre Freude zeigten. Sie zogen auch den Zauberer und mich in einen furiosen Tanz, der sich dann über Stunden hinzog und wundervoll endete — Ihr könnt Euch sicher denken, wie.

Etwas mich sehr Bewegendes erlebte ich noch ganz zum Schluss: Tuka Tuka erschien tags darauf in Begleitung des Häuptlings und Zauberers, als ich gerade ins Boot steigen wollte. „Waikana Limu“, rief sie, diesen Namen hatten mir die Insulaner zu Anfang meines Hierseins gegeben (ich weiß immer noch nicht, was das bedeutet) und lief von der kleinen Anhöhe auf mich zu.

Oben stand der Häuptling und hob grüßend mehrmals seinen Federstab. Tuka Tuka war außer Atem, als sie mich erreichte. Sie trug etwas seltsam Geformtes vor sich auf den Händen, offensichtlich ein Abschiedsgeschenk des Zauberers; es war von einem Batiktuch umhüllt. Ich nahm es so und küsste diese begabte Verführerin, die ja zu meinen eifrigsten „Schülerinnen“ gehörte, dankbar und wie ich es ihnen als Brauch der zivilisierten Welt gezeigt hatte: „Rechts-links-rechts-links-Mund“ küssten die Männer und die Frauen nach einer andächtigen Pause mit Sekundenabstand danach umgekehrt.

Ich habe ihnen das Küssen schmackhaft gemacht

Dieser Brauch hatte sich unerwartet schnell bei dem Inselvölkchen verbreitet, übrigens mit der von den Insulanern selbst erfundenen Variante bei Frauen und Männern mit einem intensiven Zungenkuss und einem beiderseitigem ganz natürlich wirkendem Berührungsgriff in die von der Natur erfreulich liebevoll ausgestatteten „Dreiecke des Lebens“.

So nahm auch diese Blütengeschmückte einen innigen letzten Abschied von mir. Ich stieg mit dem Geschenk ins Boot, das ein Matrose abstieß, und da lief uns Tuka Tuka noch einmal durchs Wasser nach. Ihr Kuss wurde durch eine Welle verhindert; sie konnte mit ihren verführerischen großen Lippen leider nur meine Wange berühren. Ich winkte lange zurück.

Die Frauen am Ufer sangen und winkten wie ganz am Anfang mit ihren Baströckchen — jetzt noch stärker war das ein tränen-verschwommenes Bild.

Die Matrosen waren sichtlich neugierig darauf, wie mein Abschiedsgeschenk aussah, aber ich sah auch selbst nicht nach und wickelte das Batiktuch noch fester um den unförmigen Gegenstand herum. Ich konnte meine Neugier schwer unterdrücken.

Als wir am Schiff beilegten und ich am Fallreep hoch musste, hatte ich das überraschend leichte Geschenk mit dem Tuch so umwickelt, dass ich die Tuchzipfel zwischen die Zähne nehmen konnte, denn mit einer Hand können nur wenige auf der Seilleiter an einer Schiffswand hochklettern. Ein Offizier salutierte und der Fallreepspiff des Bootmannsmaates klang wieder heimisch in meinen Ohren.

Der Kapitän begrüßte mich und wies einen Maat an, mich zu einer freien Hängematte zu begleiten. Dort legte ich meine Sachen ab, legte eine Decke darüber und ging schnell wieder hinauf an Deck zum Kapitän. Und noch immer sah ich meine Inselfreunde am Ufer winken.

Ich wurde zu einer Mahlzeit eingeladen, ging vorher noch kurz hinunter zu meinem Gepäck und wickelte das Geschenk aus; zwei Matrosen, wahrscheinlich Malaien, beobachteten mich. Ich stellte mich so, dass sie wenig sehen konnten, musste aber auch in der Dunkelheit mehr abtasten als ich mit den Augen wahrnehmen konnte. Ich fühlte eine große trichterförmige Muschel, die von einem merkwürdigen Geflecht umgeben war.

Nach dem von wenig Gespräch begleitetem Essen legte ich mich bald in die Hängematte und nahm die Muschel in den Arm. Meine Nachbarn sahen mich giftig an; sie werden nachgeschaut haben und das Strauchgeflecht hatte sie vielleicht mit seinen Dornen überrascht. Ich spürte die Dornen nicht; sollte der Zauberer eine Abwehr gegen Fremde vorgesehen haben? Ich hielt die flache Öffnung des Muschelgehäuses an mein Ohr — und erschrak über das, was ich in einem Rauschen hörte: Es war die Stimme meiner Mutter, die ich seit Jahrzehnten höchstens noch einmal in einem Traum gehört hatte. Ganz deutlich sagte meine Mutter: „Junge, ich passe jetzt wieder ein bisschen auf Dich auf. Die Kerle tun Dir nichts. Schlaf jetzt erst mal. Bis morgen, gute Nacht!“

Merkwürdig: obwohl das Gehörte doch umwerfend aufregend für mich war, schlief ich sofort ein, die Muschel fest im Arm. Nachts wachte ich auf, weil ich in der stickigen Luft kaum atmen konnte. Bisher hatte ich jede Nacht in der nur von luftigen Matten umgrenzten Bambushütte geschlafen, immer spürbar umgeben von sich liebevoll an mich schmiegenden Insulanerinnen, die ich jetzt schmerzhaft entbehren musste. Ich hob die Muschel an mein Ohr — und konnte es wieder nicht fassen: Im Hintergrund hörte ich das Schnarchen und die lauten Verdauungsgeräusche der Matrosen, aber aus der Muschel kam die süß verschlafene Stimme von Mahajusha und zugleich die von Tuka Tuka, sie hatte sehr verwirrend einen ägyptischen Akzent: „Komm doch wieder zu mir, ich kann gar nicht schlafen, wenn Du nicht neben mir liegst. Außerdem hast Du meine Brüste noch gar nicht zur Nacht geküsst — das vermissen sie sehr.“

Zum Glück waren ihre Stimmen leise, und die Matrosen, die nach asiatischer Matrosengewohnheit ihre traditionell so genannten „Holländischen Ehefrauen“ aus Stoff und Leder fest umschlungen hielten, hatten einen festen Schlaf.

Ich schlief mit seligen Gedanken wieder ein. Als ich wach wurde, war meine Muschel verschwunden. In den Gesichtern der Matrosen meinte ich ein Grinsen zu erkennen. Aber was konnte ich unternehmen? Ich war zornig und traurig. In der folgenden Nacht träumte ich von der Muschel. Und da hörte ich eine männliche Stimme, die mir ein fabelhaftes Geheimnis mitteilte: „Du brauchst das Gehäuse der Muschel gar nicht. Halte deine Ohren ganz fest zu und denke intensiv an einen bestimmten Menschen, und schließe die Augen zum inneren Schauen. Und vergiss nicht, dabei ...“ Dieses alles bisher Erlebte übertreffende Wunder, bei dem sich wie von selbst lebensechte Bilder auftaten, behalte ich doch lieber für mich, denn Ihr habt ja nichts davon und ich brauche es noch.

Wenn Ihr jetzt enttäuscht seid, lasst Euch von diesem samtigen Rotwein trösten – nach dem dritten Glas werdet Ihr mich besser verstehen und ein paar Stündchen später werden wir im Harz die Sonne aufgehen sehen, nicht ganz so ergreifend schön wie in der Südsee, aber das merken wir vielleicht gar nicht.

81. An Bord eines Seeteufels

In Batavia konnte ich bald das Schiff wechseln und weitersegeln, denn mit dieser ganz unsinnig nach dem Amsterdamer Vorbild errichteten holländischen Haupthafenstadt hatte ich mich nie anfreunden können, obwohl sich in diesem Vielvölkergemisch eine einzigartig reizvolle Atmosphäre entwickelt hat. Mir stank es immer schon, wenn ich gleich von der erfreulich sicheren Reede aus zwischen der Kaserne und dem Sitz des Bischofs den von Spazierwegen umsäumten Galgenplatz sah, an dessen Balken und Rädern einige und natürlich immer dunkelhäutige Gestalten hingen.

Tatsächlich stank es immer in den Kanälen der Stadt und viele, die hier neugierig an Land gingen, haben sich hier die Pest, die Cholera oder wenigstens die Ruhr geholt; Liebeskrankheiten gehörten sowieso dazu.

Der betagte Dreimaster war noch einigermaßen in Schuss, aber mir wurde wieder einmal klar: Die größten Risiken auf See sind neben den Stürmen die Mannschaft und der Kapitän. Schon bei einem Verholmanöver im Hafen war das Schiff auf Grund gelaufen — unguter Beginn einer großen Fahrt. Überall an Bord bemerkte ich Schlamperien. Das waren meine ersten unbehaglichen Eindrücke. Schon nach wenigen Tagen stand es für mich fest, dass der Skipper geistig gestört war. Er hielt seine Leute wie Sklaven und hatte eine sadistische Freude an brutalen Strafen. Wer nach seiner Einschätzung bei

dem unter schweren Wetterbedingungen nun einmal lebensgefährlichem Segeleinholen zu langsam sein Leben aufs Spiel setzte, wurde vor angetretener Mannschaft angebunden und bis zur Bewusstlosigkeit ausgepeitscht. Ich erlebte, wie er zwei Matrosen in den Tod getrieben hat. Auf meine Vorhaltungen reagierte er kalt-schnäuzig mit der Drohung, mich nach einer noch einer Einmischung über Bord werfen zu lassen.

Das miserable Essen und die seit langem überfällige Heuer brachten die Leute zusätzlich auf. Die Stimmung unter der misshandelten Mannschaft und unter den ständig vom Kapitän gedemütigten Offizieren war so, dass eine Meuterei unmittelbar bevorstand und bereits offen verabredet wurde. Als der Kapitän bei einer nächsten von ihm provozierten Gelegenheit die grausam tief geschlagenen Wunden eines jungen Matrosen mit Salz ausstreuen ließ, hielt es auch mich nicht länger. Ich griff mir ein Tamp und schlug den Schiffsführer mit drei wütenden Schlägen nieder. Statt mich nun ordnungsgemäß festzusetzen, überwältigten seine Offiziere ihren Vorgesetzten und sperrten ihn unter Deck ein. Die Mannschaft verlangte, diesen furchtbaren Kapitän zu Tode zu prügeln; das konnte ich gerade noch verhindern.

Als wir von Colombo aus wieder in See stachen, ließen wir ihn aus fünf Meilen Entfernung in voller Kleidung an Land schwimmen. Die Männer warfen dem gewissenlosen Leuteschinder Flaschen und Hölzer nach; einige könnten ihn noch getroffen haben.

Im Logbuch hatten wir für die Beschreibung dieser Ereignisse zwei Seiten frei gelassen. Auf der langen Umsegelung von Afrika hatten wir oft den fälligen Bericht erörtert; dann brach eines nachts unter Deck Feuer aus und zerstörte auch die Kajüte des Kapitäns, in der das Logbuch lag.

An Bord raffte eine tückische Krankheit ein Drittel der Mannschaft dahin. Ich lag auch lange im Fieber, aber ich hatte Glück und konnte bei den Seemannsbegräbnissen anderer helfen. Auch am Ruder mussten wir uns oft ablösen. Dennoch schafften wir die letzten der insgesamt gut fünftausend Meilen bis Tanger mit letzter Kraft. Dort im Hafen wurden wir gleich in der ersten Nacht ausgeraubt, offenbar von ausgebufften Piraten, die selbst meine ausgeklügelten Geldverstecke gefunden und die restliche Preisgabe mit einigen Messerstichen aus mir herausgelockt haben.

Mit viel Glück fand ich nach Wochen einen mir bekannten Kapitän eines anlegenden Schiffes, das mich nach Rotterdam brachte. Mit geliehenem Geld und einigen grauen Haaren mehr gelangte ich dann glücklich nach Bremerhaven und am selben Tag noch in die mir so liebgewordene, großartige Weserstadt.

82. Von Bremen aus heimwärts

Im „Roten Papagei“ bei meiner Freundin Madelaine in Bremen pflegte ich mich oft von einer langen Seereise einige Tage lang genussvoll zu erholen. Diesmal musste ich dort zum ersten Mal auf Kredit logieren. Hier lag unter anderen Briefschaften für mich eine fast zwei Jahre alte Einladung zur Hochzeit eines englischen Prinzen.

Einige Damen in diesem geschätzten freudenreichen Haus kannten mich noch und machten sich ein Vergnügen daraus, mich mit ihren neuen Freundinnen und deren besonderen Fähigkeiten vertraut zu machen. Madelaine sorgte wie immer dafür, dass meine Lebensgeister wieder geweckt wurden. Ich war nur traurig, Julia nicht anzutreffen. Mit dieser blonden Italienerin verbanden mich besonders herzliche Erinnerungen. Madelaine vermutete sie jetzt in Cassel oder in Cöln oder irgendwo in Süddeutschland.

Bei einem unserer in Bremen schon berühmten frivol-fröhlichen Feste, zu denen Madelaine und ich immer auch einige Freunde des Hauses einluden, machte ich die Bekanntschaft eines jüngeren Weinhändlers aus Straßburg. Er hatte ein gewinnendes Wesen, ich, wörtlich genommen, aber auch: Bei einigen Spielchen verhalf er mir unfreiwillig zu einem guten Startkapital. Seinen älteren Kompagnon traf ich abends im Ratskeller, wohin ich Madelaine regelmäßig ausführte. Auch Herr Patagonne war offenbar schon mehrfach Gast im „Roten Papagei“ gewesen. Ich hatte sogar den Eindruck, dass einige Damen, und übrigens auch Madelaine, eine besondere Beziehung zu ihm und seinem Partner hatten. Aber damals war ich zu abgelenkt, mir darüber Gedanken zu machen; nachträglich fiel es mir aber wieder ein, als wir uns über einige Erlebnisse mit unseren Begleiterinnen im „Roten Papagei“ austauschten.

Mir war aufgefallen, dass unter den bei Madelaine wohnenden Frauen aller Haut- und Haarfarben der Anteil an französisch sprechenden ziemlich hoch war; ich hatte mich diesmal aber aus kulturellem Interesse nur einigen Frauen aus der Karibik gewidmet; ich fand sie prickelnd anziehend und war begeistert von ihrem Temperament und ihrer unbändigen Lebensfreude.

In der Erwartung eines exzellenten Essens und vorab beim Verkosten mehrerer erlesener, aber artverwandter Weinsorten erfuhr ich an jenem Abend im Ratskeller einiges von den Straßburgern, das mich vom Fachgebiet her mäßig interessierte; mich beeindruckte aber ihre

Art zu erzählen und mich amüsierte, wie selbst Madelaine und zwei weitere Damen, denen doch sicher schon viele Fahrensmänner von der großen weiten Welt erzählt hatten, an ihren Lippen hingen.

Ihre Firma nannten sie nach ihrer beider Namen Lovis & Patagonne. Die Herren hatten in Norddeutschland und in Dänemark in guten Hotels und Restaurants für ihre Wein- und Champagnermarken geworben und erwähnten befriedigende Abschlüsse und erfreuliche Geschäftsbesuche bei Weinhändlerkollegen in Lübeck und Hamburg. Sie waren ausgesprochen heiteren Sinnes und viel angenehmer, als ich erfolgreiche Pfeffersäcke sonst erlebt habe.

Wir unterhielten uns gut und fanden einander anregend. So viel wie in ihrer und in Madelaines Gesellschaft hatte ich lange nicht mehr gelacht; ich spürte, dass ich in dieser heiteren und witzigen Gesellschaft Abstand von meinen auch bedrückenden Erlebnissen finden konnte. Hätte ich sonst die Einladung angenommen, sie nach Straßburg zu begleiten? Warum auch nicht? Zuhause wartete keiner auf mich und eine bequeme Reise durch ansehenswerte deutsche Gegenden in unterhaltsamer Gesellschaft ist ein guter Anfang zum Wieder-Heimischwerden. Meine Seele braucht nach langen Reisen immer einige Zeit, bis sie meinem Körper nachkommen kann.

Bei vortrefflichem Rotspon im Bremer Ratskeller entwarfen wir einen Reiseverlauf über die „Himmelspforte“ zu meiner Lieblingsinsel Bodenwerder (*die Altstadt lag früher auf einer Weserinsel*), Cassel, Westfalen und den Rhein entlang.

Ich brachte meine rasch vorgewarnten Leute zuhause in hektische Aufregung, konnte einiges für die nächste Zeit regeln und meine Gäste einige Tage lang angemessen bewirten. Auf dem Trockenen saßen wir nie: ich hatte einigen Weinvorrat im Haus.

Wir haben im Keller gekegelt, auf einer gemähten Wiese englische Lederbälle geworfen und getreten und auch mit den in meiner Halle hängenden Degen und Hellebarden spielerisch gegeneinander gekämpft. Sie holten Boule-Kugeln aus ihrem Wagen. Es gab weit und breit keine Kirmes und kein Schützenfest.

Für ihren Gedanken, ein Pferderennen zu veranstalten, hätten wir Monate Vorbereitungszeit gebraucht; ich habe mich Jahre später daran erinnert und die Idee umgesetzt.

83. Hexenwerke im Harz?

Den Aufenthalt in meinem beschaulichen Bodenwerder fanden die Weinhändler anfangs erholsam, aber schon bald zu ereignisarm.

Mein Verwalter ist daran schuld, dass sie Lust auf eine verlockende Abwechslung bekamen: Abends beim Wein hat er ihnen leichthin von allzeit abenteuerlustigen Hexen vorgeschwärmt, die im nahen Harz verbreitet seien. Zwei Flaschen später gab es für mich kein Entrinnen mehr: meine Gäste bestanden jetzt auf einem Abstecher in den Harz.

Der tüchtige Wilhelm Oppermann wusste weiteren Rat: Just kommenden Samstagabend sei ein größeres Fest im Herzberger Schloss angesagt und eine Einladung müsse in den Briefstapeln auf meinem Schreibtisch liegen ... Die Einladung der mir gut bekannten, inzwischen verwitweten Herzogin bat um fantasievolle Verkleidung der Gäste unter dem Motto „Paradiesvögel“.

Wir konzentrierten uns voller Vorfreude auf die bei uns und am Weserufer reichlich erreichbaren Federn von Fasanen, Pfauen, Reiher und Kormoranen.

Meine Leute besorgten eifrig einiges geeignete Getier und eine besonders geschickte Magd schaffte mit kräftigen Farben und mit Goldstaub ganz unerwartete Effekte.

Unsere Oberbekleidung wurde mit Hilfe von Frauen aus dem Bodenwerderer Nähkreis der Pastorenfrau eilig genäht. Wir wurden bis unmittelbar vor dem Aufbruch zu der über fünfstündigen Fahrt von den Frauen geschmückt; Maïke, die künstlerisch begabte Magd, nahmen wir zur allerletzten Ergänzung unseres Aussehens mit. Scheepers fuhr uns, weil er den Weg gut kannte.

Im letzten Abendsonnenschein kamen wir an und sahen, dass wir zeitlich noch im Mittelfeld lagen. Wir wurden freundlich, aber motto-gerecht ohne jede Vorstellung empfangen. Man führte uns zu unseren Zimmern und bat uns zum Essen. Auch an der prächtigen Tafel gab es gegen alle Gewohnheit kein Vorstellen und Bekanntmachen. Wir beschränkten uns darauf, einigen Damen die Hand zu küssen, den Herren eine Verbeugung anzudeuten und allen einige Freundlichkeiten zu sagen. Ein guter Auftakt, fanden wir. Mir fiel auf, dass meine Begleiter jetzt mit französischem Akzent sprachen; das tat ich dann auch, als ich bemerkte, dass sie dabei deutlich im Ansehen stiegen. Bei Tisch verteilten wir uns.

Gibt es wirklich Hexen im Harz?

Mir hatte es ein zierlicher dunkler Paradiesvogel angetan, der violett und silbern schimmerte. Ihren auch ihr sichtlich lästigen Begleiter lenkte ich mit einem Notlügetrick ab und war ihn losgeworden, bevor die Tänze begannen. Nach mehreren Tanzrunden fanden wir anderswo Platz, tanzten aber immer miteinander, sicher drei Stunden lang ohne Pausen und wir genossen unsere Begegnung. Ich war kein

guter Tänzer mehr, aber wir waren trotzdem ein auffallendes Paar. Mein Vögelchen ließ sich einfühlbar führen; sie ließ sich etwas nach hinten hängen, dafür kamen wir uns im Hüftbereich näher und ich war bald sicher, dass mir noch Aufregendes bevorstehen könnte.

Den Straßburgern hatte ich augenzwinkernd signalisiert, dass sie sich verselbständigen mussten; sie schienen sich ebenfalls zu amüsieren. Gegen Mitternacht lockte ich meine Tanzpartnerin zur Abkühlung in den Hof. Wir plauderten schon länger auf jener höheren Ebene, in der Worte immer unwichtiger werden, und dann riskierte ich es und riss sie heftig an mich — und spürte nur das absolute Gegenteil von Widerstand. Unsere Zungen suchten sich gierig, wir konnten einander nicht nahe genug sein.

Weil uns einige lachende Paare störten, verdrückten wir uns in einen offenen Raum; wahrscheinlich war es eine Werkstatt.

Der grobe Tisch, auf dem ich ihr Kleid hochzog und mich ungestüm allen verborgenen Köstlichkeiten widmete, war sicher nicht für ein Liebesabenteuer vorbereitet worden, aber ich fand alles himmlisch. Sie forderte mich beglückend mit immer neuen Wellen zu leidenschaftlichem Geben und Nehmen heraus. Nach mehrfachem Wechsel unserer Liebeslage, ich hatte gerade ihre Brüste von hinten umfasst und uns eine Attacke gegönnt, rief sie: „Bleib so in mir, Goldvogel, und folge mir!“

Ich fühlte mich schon seit einiger Zeit merkwürdig benommen, irgendwie ohne Bodenhaftung; mein Mund brannte und unter meiner Zunge spürte ich ein lästiges Blättchen.

Mein Silberliebchen schien auch in dieser Abgewandtheit alles an mir zu bemerken und zu durchschauen. Während sie mich wirkungsvoll zu einer neuen Gangart verlockte, raunte sie: „Kau das Blättchen weiter, und bleib nur ganz tief in mir, während wir abheben. Halte Dich an mir fest ...“

Und dann der rückblickend noch irritierendere Satz: „Du musst die Tür nicht öffnen, Lieber, wir sind schon draußen.“

Damals war auch das für mich völlig in Ordnung. Wie ihr wisst, habe ich bereits einige Flugerfahrungen: sie waren immer aufregend, aber einsam. Diese fantastische Flugbegleiterin war mir überaus angenehm. Der Harz breitete sich malerisch unter uns aus, aber diese reizvolle Landschaft konnte ich nur mit wenigen Blicken streifen, denn die Landschaft des bezaubernden Rückens vor mir hatte für mich stärkere Reize.

Das mit Federn bestickte Kleid war noch weit aufgeknüpft, allerlei Seidenes erwies sich als freundlich nachgebend und ich konnte dem

gesamten für meinen Mund erreichbaren Rücken zärtliche Beweise meiner immer noch wachsenden Begeisterung für diese ungemein aufregende Frau geben.

Stimmt: es gibt sie. Jedenfalls eine. Und was für eine!

Ihr dürft nicht erwarten, dass ich mich unter diesen Umständen an den Wortlaut unseres Gesprächs erinnere. Als wir, im Mondschein war das zu sehen, über einem lieblichen Tal mit einem hellem Flüsschen waren – es wird die Wärme oder die Kalte Bode gewesen sein, hörte ich wie von weither ihre Frage: „Willst Du gar nicht wissen, wohin die Reise geht?“ „Nein“, rief ich in ihr federngeschmücktes Ohr, „lass uns noch lange so unterwegs sein!“

Sie lachte aufreizend. Und dann hob sie mitten im Flug ihr rechtes Bein über meinen Kopf und ich konnte sie, ohne unseren Drehpunkt zu gefährden, von vorn umarmt halten — wunderbar.

„Wir sind angekommen“, sagte sie bald danach, „öffne die Augen, Goldvogel“. Und dann kam uns diese Wolke eine Pinienwaldes entgegen, ja, unverkennbar Pieniengeruch, hier, mitten im Harz!

Ich wollte gar nichts anderes sehen als sie; ich fühlte mich schon lange angekommen. In dem Augenblick, als ich mich umsah, veränderte sich alles, als wäre ich durch eine Tür gegangen. Ich sah an mir herunter: ein langes, durchsichtiges Gewand umgab mich und bedeckte mich vollkommen, auch Gesicht und Hände. Alles sah grünlich aus; ich merkte erst viel später, dass ich eine Brille mit besonderen Gläsern trug, deren Farbe sich anschließend mehrfach änderte. Ihre Hand war in meiner Hand, als sie mir erklärte: „Wir sind jetzt für die anderen unsichtbar, Lieber; Du wirst sehen, dass das Vorteile hat. Sprich nur, wenn ich Dich frage. Ich spreche über diesen Schlauch zu Dir. Nimm ihn dann nah an dein Ohr.“

Ich nickte. Noch heute wundere ich mich, dass ich nicht explodiert bin vor Neugier und dass ich alles wie selbstverständlich hinnahm.

Ich kann Euch jetzt gestehen, dass ich Jahre brauchte, bis ich die folgenden Erlebnisse auch nur einigermaßen einordnen konnte; begreifen konnte und kann ich nur wenig. Wir waren offenbar tief in einem Stollen. Aber anders als in einem Bergwerk war hier alles fest gebaut; ein weitläufig verwinkeltes und mehrstöckiges Gebäude tief unter dem Fels. Alles war taghell erleuchtet, obwohl ich nirgends ein Fenster sah. Wir gingen auf gläserne Schiebetüren zu, die sich öffneten, als meine Führerin die Finger auf eine flimmernde Metallplatte legte.

Ich muss jetzt in meinem Bericht vorgreifen und ihren Namen verraten, damit ich nicht immer umständliche Umschreibungen erfinden

muss: Sie weigerte sich beharrlich, mir ihren Namen zu nennen, dafür gab sie mir vier Zeichen, die ich seitenverkehrt mit dem rechten Zeigefinger auf meine Stirn schreiben und dann einen bestimmten Pressgriff an der Nasenwurzel und an der linken Schläfe machen sollte: dann stünde sie auch später immer noch sofort vor meinen Augen. Das ist aber eine persönliche Sache zwischen ihr und mir. In dem Schloss meiner Erinnerung nenne ich sie, an die Herzberger Schlossgeschichte ebenso anknüpfend wie an die nächtliche Wunderblüte: Mirabilis. So habe ich sie tatsächlich gegen Ende unserer herrlich langen Liebesnacht genannt.

Ich konnte mich an ihrem fein geschnittenen Gesicht nicht satt sehen und war unsinnig in sie verliebt. Sie lächelte nur geheimnisvoll hinter ihrer Schutzhaut und deutete mit dem Kopf auf den stattlichen Raum auf der rechten Seite, in den wir durch einige Fenster hineinsehen konnten. Hier saßen Frauen und Männer an Tischen und in Sitzreihen; sie machten sich Notizen. Vor ihnen stand eine Frau und zeigte mit einem Blinkstab auf bunte und sich bewegende Bilder mit wenig bekleideten Frauen und Männern. Ich blieb fasziniert stehen, aber Mirabilis zog mich weiter, wies auf unseren Sprech- und Hörschlauch und sagte: „Geduld, ich erkläre Dir alles gleich. Komm weiter, mein Goldvogel!“

In einem angrenzenden Raum arbeiteten lauter weiß gekleidete Menschen an grauen Arbeitstischen, auf denen ich Laborgeräte erkannte. Sie trugen alle Gesichtsmasken, weiße Handschuhe und mit Tüchern umwickelte Schuhe. Es flimmerte über allen Geräten. Wieder wurde ich weiter gezogen. Eben noch waren meine Augengläser orange-farben, jetzt wurden sie gelblich. Der Gang führte nach links. Ich sah wieder mehrere hell erleuchtete Räume mit Werkstätten und Laboratorien an einer Seite des Ganges, bemerkte aber auch rechts von uns etliche Türen, die zu nicht sichtbaren Räumen führten.

Und überall dieser Duft der Pinien! Schon jetzt hatte ich im Vorbeigehen über hundert Menschen gesehen, wie noch nie gesehen, Frauen und Männer zusammen und in einem klaren Augenblick wunderte ich mich über etwas eher Unwichtiges: Dass hier so viele Leute mitten in der Nacht arbeiten. Wieder erriet Mirabilis meine Gedanken: „Wir arbeiten hier in vier Schichten.“ Sie sah, dass ich mehr wissen wollte, lächelte aber nur süß, während sie mich weiter zog: „Später, lieber Mann, später ...“

Durch die Flurfenster meinte ich eine riesengroße Feinmechanikerwerkstatt zu erkennen. Frauen und Männer in Kitteln und mit seltsamen Helmen und mit Tüchern um ihre Gesichter arbeiteten an mir nicht bekannten Geräten, aus denen flimmernde Signale zu kommen schienen. Sie diskutierten offensichtlich über das, was sie in den

Geräten erkannten. Wir kamen noch an drei oder vier Arbeitsräumen und Hörsälen vorbei; ich sah sie grünlich.

Dann wurde ich trotz meiner erwachenden Neugier in einen kleinen Raum auf der rechten Seite gezogen. Die Beleuchtung fand ich angenehm gedämpft; ich nahm die Brille ab, aber auch hier konnte ich die Lichtquelle nicht erkennen.

So verwirrt ich auch war und so voller Fragen: Mein Hauptinteresse war auf die Frau gerichtet, die erst mir und dann sich die seltsamen Überwürfe abnahm und mir einen gelben und sich einen grünen Poncho überwarf. Immerhin ließ sie eine innige und keineswegs flüchtige Umarmung zu. Zwischendurch tranken wir Wein, einen edlen, samtigen Roten. Ich war schon benommen und das steigerte sich noch.

Mirabilis ließ sich Zeit; ich meine mich zu erinnern, dass ich sie genutzt habe. Und immer noch nicht ging mir auf, dass ich längst nicht mehr Herr meiner Sinne und dieser Frau ausgeliefert war.

Es war ein herrliches Gefühl und ich genoss es unendlich, auf und unter und neben ihr und ihrem betörenden Körper zu liegen. Uns störte niemand, mich störte ohnehin nichts. Sie kannte alle meine Gedanken, noch ehe sie sich geformt hatten, und beantwortete sie, auch die ernsthaften: „Du wunderst Dich über all dieses hier unten, das habe ich nicht anders erwartet, Lieber, aber ich will Dich auch nicht mehr erleben lassen als Du verkraften kannst. Trink nicht so viel Wein, sonst geht Dir zu viel verloren ...“

Ich habe wahrscheinlich etwas gemurmelt, was sich mehr auf ihre wirklich stehleiswertigen Brüste bezog, denen ich gerade verzückt rundum den Hof gemacht hatte. Sie entzog sich mir nicht, aber fuhr etwas eindringlicher und mich mit dieser Anrede alarmierend fort: „Lieber Münchhausen, dies alles hat einen Sinn, den Du erst viel später erkennen wirst, wenn Du mich und unsere Liebesstunden längst wieder vergessen hast. Ja, jetzt starrst Du mich entgeistert an. Ich kenne Dich, ich weiß alles über Deine hinter Dir liegende Zeit und ich weiß auch, was Dir in den kommenden Jahren bevorsteht ...“

Sie hatte wohl Mitleid mit meinem Entsetzen, küsste mich lächelnd und lud mich wieder und herrlich lange zu einem innigeren Kontakt ein.

„Ich weiß auch, auf welche Frauen Du Dich noch freuen darfst, aber ich sehe auch noch wichtige Arbeit vor Dir. Dafür wird Dir dies hier unten ein paar Anregungen geben — wenn Du nur endlich etwas aufmerksamer wirst.“

„Aber ich bin doch am Ende meiner Abenteuer“, protestierte ich, „ich

will noch in Ruhe meine Erinnerungen aufschreiben; meine Abenteuer reichen mir längst. Aber Du reichst mir noch lange nicht und dieses Fell auf unserer Liege scheint meine Lust noch zu steigern ...“

Ich war längst verhext

Bisher hatte ich mir immer noch eingebildet, dass ich der Verführende und der Führende war, aber jetzt übernahm sie eine eindeutigeren Rolle. Ich fühlte mich taumelig und endlich mal wieder wundgeküsst und war, wie mir eine Gespielin in einer ähnlichen Situation einmal ihren Erlebnisgrad beschrieben hatte, „hin und weg“.

Zwischendurch in unserem traumhaften Liebesspiel besann sie sich offenbar wieder auf ihr Informationsbedürfnis (es wird doch kein Auftrag gewesen sein?!) und beschrieb die mir absolut unfassbaren Arbeiten tief unter dem Harzgebirge ungefähr so: „Wir arbeiten hier an der Zukunft, weißt Du. Und daran, wie wir sie mitgestalten, beeinflussen und für uns nutzbar machen können.“

Wir bereiten uns auf viele mechanische Entwicklungen vor, vor allem auf gesellschaftliche Entwicklungen und wie wir alles zu unserem Nutzen mit der Sehnsucht der Menschen nach Liebe und Lust und mit dem unbändigen Freiheitsdrang mit allen Sinnen verbinden können ... So hör mir doch zu, Baron, ich darf es Dir nur einmal sagen, willst Du wirklich nur immerzu meine Umarmung?“

Ja, ich musste es zugeben: Ich habe ein unerhörtes Geschenk — ich zögere, zu sagen, „des Himmels“, eine mir offenbar einmalig gebotene Gunst nicht wahrgenommen und nicht genutzt, nicht einmal zu klären, wen sie in ihr „wir“ eingeschlossen hat. Das alles hätte mich brennend interessiert, ich hätte alle Andeutungen hinterfragen und mehr sehen wollen, aber ich war verzaubert von dieser unbeschreibbaren Frau. Ihre unvergleichbare Anziehungskraft, ihre Leidenschaft, ihre Tiefen ließen mir keine Wahl ... Und dann dieser woher auch immer einströmende Pinienduft ...

Dies alles lag jenseits einer für mich begreifbaren Wirklichkeit; ich begriff es auch später nicht ganz. Gestört hat mich das damals so wenig wie nachher.

Einer späteren Herzensfrau habe ich nach liebevollem Bohren danach, mit wem ich meine allerschönsten Liebeserlebnisse hatte, von Mirabilis erzählt. Sie war danach merkwürdig erleichtert und murmelte etwas, das ich nicht verstand. Ich ließ es dabei und dachte nur: Ich werde sie wohl nie begreifen, die Frauen — und darüber bin ich durchaus nicht unglücklich.

Ich habe überhaupt keine Erinnerung daran, wie ich wieder ins Herzberger Schloss gekommen bin. Man hat uns dort vermutlich mit Hilfe

unseres Kutschers und der geduldig auf uns wartenden Magd in unsere Kutsche getragen.

Maike kauerte in zwei Decken gehüllt in der hinteren Gepäckmulde; in der Kutsche wollte sie bis zurück in Bodenwerder nicht sitzen und auch nicht mehr vorne neben Scheepers.

Als ich durch eine Serie von Kanonenschüssen aufwachte, schaukelten wir über eine Brücke. Ich sah hinaus: Es war wohl die Leinebrücke bei Greene; noch knapp zwei Stunden also bis Bodenwerder. Die Weinhändler schliefen zusammengesunken in ihren Ecken. Wir hatten Glück: Wir waren nicht wieder im Krieg und es waren keine Kanonenschüsse gewesen: Scheepers hatte nur einigen Darmwinden lautstark die Freiheit geschenkt. Ich gab ihm das dreifache Klopfzeichen. Er verstand sie noch von früher und wusste, dass er an einer günstigen Stelle anhalten sollte: Ich musste mal raus — und den anderen Männern war auch danach.

Freunde, es ist längst an der Zeit, zu Ehren der Frauen hier am Kamin und in unserem Leben ein Glas zu leeren, nein, nicht nur ein Glas — das wäre eine Beleidigung ...

84. Über Göttingen und Cassel zu anderen Reise-Erschwernissen

Nach unserer Rückkehr von Herzberg wurde es auch deshalb Zeit aufzubrechen, weil einige von Euch meine Ankunft schon spitz bekommen hatten und mich ausführlicher besuchen wollten, aber auch, weil mir die friedvolle Landschaft meiner Heimat unendlich gut tat und weil ich schon anfang, meine Zusage zur Reisebegleitung der Straßburger Herren zu bereuen. Verzeiht mir, dass es mich so bald weiter zog.

Die Weinhändler hatten einen großen und bequemen eigenen Reisewagen, den unser Wagner noch ein wenig aufrüsten konnte. Obwohl sie keine Flaschen mehr mit sich führten, hatten sie viel Gepäck bei sich. Ihre Pferde wirkten stark mitgenommen, deshalb nahm mein gräflicher Nachbar sie auf die Weide seiner ausgedienten Pferde und verkaufte ihnen zwei Sommerrappen aus seiner Zucht; Herr Patagonne bezahlte sie bar.

Mich wunderte, dass die Herren gebeten hatten, in Göttingen Station zu machen. Ich wäre nie darauf gekommen, dass sie unbedingt die absolut wunderbare Bibliothek der Universität kennenlernen wollten. Wenn sich hier ein Geheimnis verbarg — ich konnte es nicht entschlüsseln. Als ich später las, dass ein gewissenloser Gelehrter mit

einem Spion lange unbemerkt geheime Botschaften austauschte und dabei alte und von niemand mehr angeforderte Bücher einer Klosterbibliothek als Versteck benutzte, kamen mir einige Zweifel über den von mir bis dahin für löblich gehaltenen Bildungsdrang des Herrn Lovis. Wir trafen uns am Marktplatz. Die Herren sagten mir nebenbei bei einem kleinen Umtrunk im Ratskeller, dass sie bisher noch keine „gefährdete“ Frauen in Göttingen gesehen hätten. Ich fragte, was sie mit „gefährdet“ meinten. Sie lachten: „Nun, ansehnliche Frauen sind doch in ständiger Gefahr, entführt oder geraubt zu werden.“

Warum werden Göttingerinnen selten geraubt?

Auf diese Gefahren mussten nach ihren Kennerblicken die Göttingerinnen nicht gefasst sein. Ich fand ihr Urteil ungerecht, denn sie hatten ja auf der Weender Straße nur einkaufende Frauen gesehen, vielleicht viele Mägde und Köchinnen in Arbeitskleidung. Ich hatte aus meiner Studentenzeit viel schönere Erinnerungen, das verriet ich ihnen auch. Sie ließen das gelten, erzählten mir aber lachend, dass sie ein ihnen altvertrautes Spiel gespielt hätten, nur so zum Spaß:

Sie wären die Weender Straße in der Mitte der Stadt zweimal entlang gegangen und hätten sich beim ersten Mal geheim eine Dame ausgewählt, die sie in eine Konditorei einladen möchten und sich beim zweiten Mal spielerisch vorgestellt, sie müssten auf diesem kurzen Straßenstück zehn Frauen bestimmen, mit denen sie etwa einige Tage in einer Berghütte eingeschneit sein möchten oder mit denen sie auf einer Segelreise eine lange Windstille durchstehen wollten.

Ich nenne hier natürlich nur die harmloseren Varianten ihrer Denkspiele. Wenn am Ende der in gut zehn Minuten durchlaufbaren Strecke nicht jeder zehn interessante Frauen gefunden hatte, „mussten“ sie ohne Ansehen der Person jede danach sichtbare Frau „mitnehmen“ und — sie sagten es so niedlich — diesen Frauen dann vollkommen „zu Willen sein“ und ihnen alle nicht auf Vermögen und Strafbarkeit gerichteten Wünsche erfüllen.

Mir war gleich eine Erweiterung eingefallen: Im Fall der Berghütte wäre es unbedingt sinnvoll, vermutlich tüchtige Köchinnen mitzunehmen und Männer, denen zuzutrauen ist, dass sie Bergziegen fangen, Forellen aus Gebirgsbächen fischen und Feuerholz herbeischaffen können. Eine schöne Überlegung: Mit wem wäre es dort oben leichter auszuhalten?

Ich habe dieses Spiel danach in vielen Spielarten erprobt und Ihr solltet es auch einmal ausprobieren: Man spielt es mit erfreulicherem Ausgang in größeren Städten und an belebten Orten, aber eins werdet Ihr immer feststellen: Wenn Ihr zu Beginn einer (das ist nämlich wichtig!) knapp bemessenen Zeit zu wählerisch seid, rächt sich das

am Ende, weil Ihr dann keine Wahl mehr habt.

Ich weiß von einer Freundin, dass Frauen diese Gedankenspiele ähnlich planen: Dann sind eben Männer die Helden oder die „Opfer“; das muss ja auch kein reines Vergnügen werden ...

Ein anderes Kopfspiel fand ich auch reizvoll: Innerhalb einer sehr kurz bemessenen Zeitspanne muss ich unter den zufällig in mein Blickfeld geratenen Passanten eine Auswahl treffen: Mit welchen Passanten würde ich eine sofort notwendige Expedition auf mich nehmen oder eine Befreiungs-Aktion in einem anderen Erdteil wagen — etwa im Fall einer spektakulären Entführung? Können wir uns vermutlich auf einander verlassen? Sehen alle auch seelisch stark und belastbar aus? Eine hohe (nachträgliche) Entschädigungssumme mit zusätzlichen Belohnungen würde den Ausgewählten die Teilnahme sicher erleichtern.

Die Mitnahme von Frauen würde uns vor weitere Herausforderungen stellen. Ist die Aufgabe nicht schon schwer genug? Eine fernöstliche Weisheit rät: „Verzicht befreit“. Andererseits wird es unvermeidbar lange Diskussionen geben ...

Nach Göttingen nahmen wir über Münden und Cassel die beschwerlichen Wege ins Westfälische und Rheinische.

Das Reisen in einer eigenen Reisekutsche kann das Überlandfahren angenehmer machen als mit der gewöhnlichen Post, aber so lange unsere Straßen so sind, wie sie sind, werden Wagen und Reisende oft auf harte Proben gestellt. Die Herren erzählten mir auf der Reise von ihren Absichten, in neuen Fabriken größere Stückzahlen von Kutschen-Modellen fertigen zu lassen. Sie suchten Mitfinanzierer für diese Unternehmen, die sie in Mannheim und bei Duisburg planten; die „Wasserstraße Rhein“ wollten sie unbedingt nutzen. Ich fand besonders interessant, dass sie für ihre ersten Standorte erwogen, sich mit unterschiedlichen Modellen selbst Konkurrenz zu machen, besonders mit extra großen Luxusfahrzeugen.

„Nicht wenige Wohlhabende wollen ihren Reichtum auch zeigen“, erläuterte Herr Lovis ihre Überlegungen zur Zielgruppe. Sie erwähnten, dass einige staatliche Stellen Interesse gezeigt hätten, aber mit Geldunterstützungen noch zögerten. Die Geschäftsleute suchten deshalb auch ausländische Teilhaber.

Nach den auch mir zuteil gewordenen geistigen Anregungen in der Göttinger Bibliothek empfahlen die Herren mir in Cassel die Besichtigung einer wertvollen Kunstsammlung, während sie mehrere Kunden besuchen wollten. „Zufällig“ trafen wir uns dann vier Stunden

später im weithin berühmten Salon von Madame Cloé wieder; ich immerhin auf der Suche nach Julia.

Wir überspielten unsere Verlegenheit mit herzlichem Lachen und vereinbarten, unsere amourös motivierten Abenteuer künftig genauer abzusprechen.

Mir war aufgefallen, dass ich Herrn Patagonne in einem Gespräch mit Madame Cloé angetroffen hatte, bei dem er nicht wie ein Gast und auch nicht wie ein Weinverkäufer wirkte. Madame Cloé beschäftigte offenbar seit neuerer Zeit mehrere charmante und elegante Französinen. Ich war inzwischen mit neuen Modeschöpfungen verführerischer Damenwäsche und mit betörenden Duftwassern vertraut, aber immer noch lernbereit. Die Damen freuten sich über mein fachliches Interesse und improvisierten für uns eine dezent pikante Modenschau. Weil Madame Cloé Musiker rufen ließ und Herr Lovis aus einem restlichen hauseigenem Vorrat Wein holte, steigerte sich dieser Abend unversehens zu einem ausgelassenen Kostümfest für einen kleinen Kreis von Kunstfreunden.

Nach einer längeren Fahrt brach uns am nächsten Abend kurz vor neun Uhr in Sichtweite einer westfälischen Kleinstadt, die ich lieber nicht nennen will, das linke Vorderrad. Deubel auch! Unser Wagenlenker fiel dabei unglücklich von seinem Bock und weil die Kutsche umstürzte, gerieten unsere Bodenwerderer Rappen in Panik und verletzten den Mann zusätzlich bei ihrem erfolgreichen Ausbruch.

Wir kamen mit schmerzhaften Prellungen und Verstauchungen davon. Herr Patagonne war nach dem Unfall eine Zeitlang merkwürdig verstört und machte uns Sorgen. Zuerst aber musste der ernsthaft verletzte Kutscher versorgt werden. In dieser Abendstunde war weit und breit kein Mensch und kein Fahrzeug zu sehen. Als es immer dunkler wurde, lud ich mir den stöhnenden Kutscher, einen leider recht großen, kräftigen Mann, auf die Schulter und marschierte auf die Stadt zu. Herr Lovis musste bei seinem Partner und dem lädierten Wagen ausharren. In ihrem Gepäck befanden sich, wie sie mir anvertraut hatten, hohe Geldsummen und wichtige Papiere und er könne auch leider nichts heben.

In einem der ersten Häuser fand ich hilfsbereite Bürger, die uns aufnahmen und nach einer Heilkundigen schickten. Einige Nachbarn taten sich zusammen und brachten die beiden Herren herbei und die arg demolierte Reisekutsche in Sicherheit. Wir wurden über Nacht auf drei Häuser verteilt und waren es zufrieden. Die Weinhändler baten mich, zwei ihrer mitgeführten Kisten in meine Obhut zu nehmen.

Als alles gerettet und versorgt schien, ließen wir aus einem Gasthaus noch Mahlzeiten und Wein und Bier und Schnaps holen.

Wir luden unsere Gastgeber und Retter mit zum Verzehr ein. Sie gingen begeistert darauf ein und langten kräftiger als wir zu.

Anstelle des von uns dreien trotz seiner minderen Qualität bevorzugten Weins hielten sie sich mehr an klaren Schnaps. Es wurde spät ...

Was von uns als selbstverständliche dankbare Geste gedacht war, erwies sich als folgenreiche Unvorsichtigkeit: Mitten in der Nacht wurde ich durch ein lautes Geräusch an meiner Tür aufgeschreckt. Ich hatte mich nicht einschließen können, aber aus Gewohnheit trotz meiner Weinbenommenheit noch einen Stuhl schräg gegen die Tür gelehnt. Meine Pistole war unerreichbar tief in meinem Gepäck ...

Ich sprang auf, riss die Tür auf und zog die Gestalt davor ins Zimmer. Es war eine junge, mollige Frau in einem tief aufgeknöpften Nachthemd. Sie hatte viel billiges Parfüm benutzt. Bei meiner heftigen Bewegung war eine Schulterseite ihres Nachthemdes herabgeglitten; sie hielt es in Brusthöhe fest, in der anderen Hand trug sie eine Laterne. Ich vermutete, dass sie zu den Hausbewohnern gehörte, mit denen wir eben gefeiert hatten, aber im Nachthemd, mit aufgelösten Haaren und bei schummriger Beleuchtung sind flüchtige Bekanntschaften leicht zu verwechseln.

Ach, Trudchen!

„Ach bitte, können Sie mir helfen, lieber Herr, ich habe so schreckliche Alpträume und meine Schwester, die sonst immer bei mir schläft, ist nicht daheim ...“, sagte die Besucherin ungeschickt und wenig glaubwürdig. Sie bat mich, wenigstens in ihrem Zimmer nebenan nachzusehen, da hätte sie ein unheimliches Geräusch aufgeschreckt ...

Ich schwankte zwischen meiner natürlichen Hilfsbereitschaft und meinem Misstrauen gegen Menschen, die mich ohne echten Grund im Schlaf stören. Andererseits spielte die Frau gekonnt die Verführerin und zudem erinnerte sie mich an eine mir irgendwann lieb gewesene Bettgenossin. Schließlich nutzte sie meine schläfrige Unentschlossenheit und zog mich, ihr Nachthemd rutschte dauernd hinab und ich musste es wieder hochziehen, barfüßig in ihre benachbarte Stube: „Ich heiße Trudchen, ich habe später auch was Schönes für Sie!“ Dabei griff sie mir scheinbar stolpernd, aber zielsicher ins Gemächt.

Als sie die Lampe hinstellte, fiel ihr Nachthemd ganz zu Boden. Was ich im Mondlicht erkennen konnte, fand ich durchaus nicht abstoßend. Sie warf sich im Bett auf mich, aber noch bevor sie das Federbett über unsere Schultern ziehen konnte, hörte ich unten die

Treppe knarren. Deubel auch! Ich war sofort hellwach und erkannte die Falle. Ich befahl der Frau, keinen Mucks zu machen, wenn sie hier ungeschoren herauskommen wollte.

Ich kam gerade dazu, wie ein Schatten in mein Zimmer glitt. Wütend stürzte ich hinterher. Ich erkannte schemenhaft eine männliche Gestalt bei den Kisten der Herren aus Straßburg. Ich stürzte mich auf den Kerl, warf ihn zu Boden, erwischte das große Porzellangefäß unter meinem Bett und schlug mit voller Wucht zu. Und weil ich mich beim Draufschlagen, wenn es je nötig wird, auch gern verbal entlade und weil auch der Niedergeschlagene kräftige Schmerzenslaute hören ließ, erfüllte einiger Lärm das Haus. Der Mann stürzte hinaus und in wilder Hast die Treppe hinunter. Unten klirrten Scherben. Als ich mit meiner unbedeckten Nachbarin hinterher wollte, war die bereits brennende Treppe nicht mehr benutzbar.

Wie meist in fremden Nachtquartieren hatte ich beim Bezug meines Zimmers mögliche Fluchtwege geprüft und wusste, dass knapp unter meinem Fenster das Dach eines Stalls lag. Seit ich zweimal in brennenden Gasthäusern fast umgekommen wäre, gehört ein Seil zu meinem Reisegepäck und wird immer gleich bereitgelegt und auch eine brauchbare Anbinde-Möglichkeit ausgewählt; das war mir längst selbstverständlich geworden.

Unten hörte ich Stimmen, aber das sich schnell herauffressende Feuer prasselte laut. Ich schloss meine Tür, sicherte mein endlich mal benutztes Seil und ließ die wimmernde Frau aus dem Fenster hinab. Weil sie sich ungeschickt bewegte, krachte sie durch das Stalldach und fiel unter quiekende Schweine. Ich warf ihr eine Decke nach, denn sie war jetzt sichtlich unglücklich über ihre Nacktheit.

Dann begann ich, meine und die Habe der Weinhändler zu bergen. Ich musste die Koffer und Kisten so weit wie möglich über den Stall hinaus werfen; das erwies sich als zu harte Belastungsprobe für die Kisten, während meine Lederkoffer es gut überstanden. Zuletzt ließ ich mich herunter; ich landete auch im Schweinestall, aber die Tiere waren von den Leuten schon herausgelassen worden. Das Haus brannte inzwischen lichterloh; da war nichts mehr weiter zu retten. Es stand in einigem Abstand zum Nachbarhaus, sonst hätte das Drama noch schlimmer geendet. Auch unten in meinem Haus waren die Gastgeber rechtzeitig den Flammen entkommen. Bei aller Aufregung mussten wir über unseren und der anderen Aussehen in sparsamer und improvisierter Nachtkleidung lachen.

Die Leute zeigten sich überzeugend entsetzt über den Einbrecher, denn das war der robuste Verlobte ihrer Tochter, die mich nachts aus meinem Zimmer locken wollte, um ihm sein Werk zu erleichtern.

Trudchen sprach fortan kein Wort mehr mit mir, obwohl ich sie doch vor dem Flammentod bewahrt hatte. Meine Reisebegleiter fanden trotz der sieben beschädigten Kisten alle ihre Wertsachen erhalten. Sie gaben sich gefasst und erklärten sich bereit, den Geschädigten einen Aufbaukredit zu vermitteln.

Am nächsten Morgen erschien die Polizei und überprüfte unter anderem unsere Papiere. Die Landpolizisten setzten ein langes Protokoll auf und nahmen den noch im Haus versteckten und von ihnen aufgespürten „Einbrecher“ mit. Er stand deutlich erkennbar unter einem Schock. Wir Durchreisenden wollten die Sache nicht unnötig erschweren und sagten nach kurzer Zeichen- und Gestenabsprache nichts über unsere Beobachtungen zur Unfallursache unseres

Wagens, obwohl wir sicher waren, dass uns eine frisch in die Straße gehackte Rinne zum Verhängnis geworden war. Ich verschonte auch die junge Frau. Wie zur Belohnung für unsere Milde erfuhren wir mit Freude, dass am Morgen zwei Rappen mit dem gräflichen Bodenwerderer Brandzeichen eingefangen worden waren.

85. Unmögliches, aber sofort geglaubt: Herausziehen am eignen Schopf

Die Zeit wurde mir nicht lang, denn ich konnte den beiden Händlern beim Spiel eine hübsche Summe abnehmen. Der Wagen und die Transportkisten wurden repariert. Nach zwei Tagen hätten wir weiterreisen können, verschoben es aber auf den folgenden Morgen, dann fühlte sich auch unser Kutscher wieder ausreichend stark.

Leider bewahrheitete sich wieder die Volksweisheit, dass ein Unglück selten allein kommt. Schon weit im Rheinischen, wahrscheinlich in einem Tal der Düssel oder der Ruhr, gerieten wir in einen Morast. Deubel auch! Ich aß gerade einen Apfel und wäre wie weiland Schneewittchen fast daran erstickt, als unsere Kutsche einsackte und wir einander ratlos ansahen. Dann sprang ich hinaus und half dem Kutscher, die Pferde loszukoppeln.

Dem einen Gaul gab ich den Rest meines Apfels. Die Straßburger waren auch in den Morast gesprungen, weil die Kutsche immer tiefer einsank. Ich schnalzte dem Pferd zu, das meinen Bodenwerderer Apfel offenbar genossen hatte; es kehrte nach einigem Zögern tatsächlich zu mir zurück.

Ich tätschelte es, erreichte, dass es sich in dem tiefen Schlamm wieder drehte, knotete seinen langen Schweif an eine Lederschleife der Deichsel und schickte es mit einem Klaps voran.

Ich staunte über die Kraft des braven Pferdes. Natürlich habe ich ihm die Arbeit nicht allein überlassen und ich hoffte, dass die Männer hinter der Kutsche sich nicht nur an den Rädern festgehalten haben.

Mit viel Kraft und mit einer intelligenten Einsicht zog das treue Pferd tatsächlich die Kutsche und uns wieder aufs Trockene. Meine Arme haben nach dieser Anstrengung noch tagelang geschmerzt. Aus purem Übermut habe ich den Bauersleuten, bei denen wir später unsere verdreckten Kleider säuberten, ganz gegen meine Art eine faustdicke Lüge aufgetischt.

Sich selber helfen? Geht doch.

Die haben die absurde Geschichte offenbar weitererzählt; sie hat sich in schwer vorstellbarer Art verselbständigt. Ich gelte deshalb heute in der ganzen bewohnten Welt als der erste Mensch, der sich mit seinen Armen am eigenen Haarschopf aus dem Sumpf gezogen hat. Viele wird das unmögliche Bild leider zu einem dann enttäuschenden Selbstversuch verleitet haben. Es gibt überall Leute, die eine verrückte Übertreibung ernst nehmen und Unsinniges für wahr halten. Ich staune immer darüber, was die Leute glauben, wenn einer mit fester Stimme spricht — und erst recht, wenn es irgendwo gedruckt wurde.

Die Selbsthilfe ist natürlich für viele überlebenswichtig, aber ich fände es treffender zu sagen: Wenn dir in brenzligen Situationen, wenn du zu lange zögerst, kein anderer Beine macht, versuche, dir selbst in den Hintern zu treten; mit einiger Übung geht das.

Wir haben als Kinder gern das Spiel „Stille Post“ gespielt, bei dem eine geflüsterte Nachricht über mehrere „Stationen“ fast immer ein völlig anderes Wort am Ende des Spielkreises herauskam. Einige Geschichten, die ihr über mich gelesen habt, habe ich an weinhaltigen Abenden irgendwelchen Leuten erzählt; die Zuhörer haben sie weiter erzählt, die anderen haben sie wieder weitergegeben und bis sie zu denen kamen, die solche Geschichten drucken konnten, hatten sie eine Qualität, bei der man in tiefe Gemütsbewegungen fallen könnte — wenn man dazu eine Anlage hätte.

86. Im heiligen Cöln

In Cöln machten wir länger Station. Ich ließ mich von einem jungen Maler zuerst gründlich in der Stadt herumführen. Dann sah ich mir auf seinen Rat hin eine kostbare Bildersammlung an, die mich sehr beeindruckte.

Ich erneuerte meine Garderobe in einem Ausstattungsgeschäft und traf mich ganz kurz und über seine Wesensveränderung irritiert mit einem hier wohnenden Schulfreund, während die Weinhändler einige Kunden besuchen wollten.

Für den frühen Abend hatten wir uns vor einem berühmten Frauenhaus verabredet — es war eben der unterhaltsamste Treffpunkt in dieser wie in wohl vielen Städten. Das uns aus ernststen Forschungsgründen interessierende Etablissement enttäuschte mich, weil eine italienische Liebedienerin, die etwas über Julias Aufenthalt zu wissen schien, mich unverschämt ausnehmen wollte und weil mir die ganze Umgebung nicht behagte; ich verließ meine Begleiter. Sie schienen übrigens auch dort bereits bekannt zu sein.

Ein Bettler vor dem Dom machte mich stutzig, auch er sah mich nachdenklich an, aber wir erinnerten uns beide nicht an den Ort unserer Begegnung. Ich lud den Mann zum Mittagessen ein. Er nahm meine Einladung zögernd an; ich vermutete, dass er zunächst den Einnahmeverlust während seiner Abwesenheit vom Domportal überschlagen hat. Aber er hatte auch Grund zur Vorsicht.

„Macht es Ihnen etwas aus, wenn wir in ein gutes Lokal gehen?“, fragte ich ihn unterwegs, denn ich war, nachdem ich auf See monatelang die Maden aus altem Schiffszwieback herausklopfen musste, kulinarisch anspruchsvoll geworden.

„Nein, wenn Ihnen meine Begleitung nichts ausmacht“, antwortete er lachend und mir ging erst später auf, dass er damit seine „Dienstkleidung“ als Bettler meinte. Wir gingen in den „Vater Rhein“ und freuten uns daran, dass der Gesichtsausdruck des Wirtes von devot zu angewidert wechselte. Auch einige Gäste beobachteten uns mit deutlicher Missbilligung. Wir hatten wohl ein nur von gut angezogenen Bürgern bevorzugtes Gasthaus gewählt ...

„Was empfehlen Sie uns?“, fragte ich den Wirt. Ich sah ihm an, dass er mindestens einem von uns am liebsten zunächst ein Bad und einen Kleiderwechsel empfohlen hätte, aber seine Zuneigung zu uns wuchs schnell, als ich die kostspieligste Ausführung einer Ente bestellte und auf seinen besorgten Hinweis, dafür brauche der Koch über zwei Stunden Zeit, erwiderte: „Dann trinken wir bis dahin einige Flaschen von Ihrem besten Wein.“

Als ich etwas später an ihm vorbeigehen musste, winkte ich ihn zur Seite und flüsterte ihm zu: „Mein Begleiter darf nicht erkannt werden; er ist ein italienischer Graf, der sich vor den Kundschaftern seines Beinahe-Schwiegervaters verstecken muss, Sie verstehen!“

Ein Leuchten ging über sein Gesicht; er verstand, handelte überraschend schnell und komplimentierte uns in ein Nebenzimmer. Manchmal muss sogar ich mich zu einer Notlüge überwinden. Während ich meinem Gast ein wenig aus meinem Leben berichtete, um ihn zu Gleichem zu ermuntern, grübelte ich immer noch, woher wir uns kennen konnten. Ich war auf Spanien oder Italien gefasst, aber mitten in meiner Erzählung eines Reiseabenteuers in China rief er plötzlich – Ihr werdet es auch schon geahnt haben -: „Petersburg!“

Er war somit schneller als ich zum Erinnerungsziel gelangt. Wir hatten beide solche Erinnerungsmühe, weil wir uns über die Jahre im Gesicht ziemlich verändert hatten, er sogar absichtlich. Gregorij war Offizier in der Leibgarde der Zarin und zeitweise bei Ihrer Majestät zu besonderen Diensten abgeordnet gewesen. Im Kreise der höheren Höflinge und Offiziere hatten wir manchen lustigen Abend miteinander verbracht. Er war zuletzt mit der Aufgabe belohnt worden, in Versailles zu helfen, die Beziehungen zwischen beiden Ländern zu vertiefen.

Vom Hof der Zarin her war er an manches gewöhnt, aber dem noch süßeren und zugleich doch giftigen Leben unter den Diplomaten in Versailles war er auf die Dauer nicht gewachsen.

In einer rauschhaften Nacht muss nach einigen Flaschen Wein Unverzeihliches über ihn gekommen sein: er hatte über Erlebnisse, vielleicht sogar über erfundene, mit der Zarin geplaudert.

Schon wenige Stunden später erhielt er den Befehl, sich unverzüglich nach Sankt Petersburg zu begeben. Er folgte dem Befehl, aber nur bis hinter die französische Grenze. Seither lebt er hier als Bettler mit wechselnden Quartieren. In Cöln kennen ihn fast alle, nur nicht unter seinem richtigen Namen. Er nennt sich jetzt Hannes Schmitz; von denen gibt es viele in Cöln.

Als uns zum Auftakt die Kruste unserer Ente mit einer himmlischen Soße serviert wurde, erwähnte ich die Umstände meiner Durchreise und die Weinhändler Lovis & Patagonne aus Straßburg.

„Weinhändler?“, fragte er nach dem zweiten Schluck von einer neuen Flasche Rheingauer: „Merkwürdig, ich hatte in Paris einmal mit Weinhändlern zu tun, die den gleichen Namen trugen.“ Er beschrieb die Herren, an die er sich gut erinnerte. Wenn mich der vorzügliche Wein und die bestens geratene Ente nicht in die mildeste Stimmung versetzt hätten, wäre ich nun vor Wut aus der Haut gefahren.

„Ich werde sofort nach Hause fahren“, erklärte ich meinem alten Bekannten. Aber bei den nächsten Gängen und den folgenden Weingenüssen spielten wir noch andere Möglichkeiten durch.

Am Ende fanden wir es unterhaltsamer, das Spiel der beiden Männer weiter aus der Nähe zu verfolgen. Denn: was konnten wir schon verlieren?

„Aber Sie müssen mitmachen, alter Freund, und in meiner Nähe bleiben!“ beschwor ich Gregorij. Das fand er eine lohnende Abwechslung von seiner sitzenden Bettelei vor dem Dom. Meinem Angebot, ihn auf der Stelle mit standesgemäßer Kleidung und allem Zubehör auszustatten, setzte er keinen Widerstand entgegen.

Gregorij blieb im „Vater Rhein“, kam zu einem Bad und zur weiteren Pflege seines Äußeren. Der Wirt schaffte einen Schneider herbei, der seine Rückverwandlung in einen eleganten Herrn beschleunigte. Mit meinen Reisebegleitern machte ich Gregorij nicht bekannt. Wir hatten nämlich vereinbart, dass er mit der Post nach Straßburg vorausfahren und sich nach den Weinhändlern umhören sollte. In etwa einer Woche wollten wir versuchen, uns an einem ungeraden Tag nachmittags dort gegen Drei vor der Synagoge zu treffen.

87. Säulenheilige am Dom

Während ich wieder im gemütlicheren Teil des Gasthauses auf Gregorij wartete, sprach mich ein Gast vom Nachbartisch an. Er war ein Deutschamerikaner, der mit seiner jungen Tochter einige europäische Städte besuchte. Seine Vaterstadt lag in der Cölner Umgebung, auch deshalb wollte er seiner Tochter den weltberühmten Dom zeigen; er war enttäuscht, dass der immer noch nicht fertiggebaut war.

„Woran liegt das?“, fragte er mich, „habt Ihr keine Bauleute oder keine Steine mehr?“ Ich brachte ihn darauf, dass es bei der Vollen- dung der Hohen Domkirche an fehlendem Geld liegen könnte.

„Well“, sagte der resolute Mann, ich habe da eine Idee. Ich gebe Euch Geld und Ihr nennt die Kirche nach mir.“

Ich war in der ziemlich sorgenfreien Stimmung eines gut bedienten Weingastes und fand es spaßig, dass er mich als Eingeweihten ansah; ich spielte das Spiel mit.

„Da kommen Sie zu spät, der Dom ist schon hochrangig an den heiligen Petrus vergeben. Wie wär's aber mit einer goldenen Spendertafel an einer Säule gleich neben dem Eingang?“

„Nein“, sagte er, „da weiß ich etwas Besseres: Meine Tochter kommt auf eine Säule als Heiligenfigur.“

Ich sah die Tochter an; sie war nett, rosig, pummelig. „Das wird nicht leicht sein“, sagte ich, „aber wenn Sie sich das etwas kosten lassen, könnten Ihre Chancen steigen. Wie hoch kann Ihr Einsatz sein?“

„Zweihunderttausend sollten doch genügen“, sagte er. Ich bluffte spielerisch und hoffte, dass er mir meine Weinstimmung nicht anmerkte: „Das halte ich für ausgeschlossen. Unter einer halben Million wird der Erzbischof nicht mit sich reden lassen.“ Mit seiner Reaktion hatte ich nicht gerechnet: „Well, Sir, können Sie das vermitteln?“

Ich brachte gute Ablehnungsgründe vor, aber er köderte mich mit dem Angebot einer Vermittlungsgebühr von satten drei Prozent. Der Wirt holte einen Notar und ließ auch einen Sekretär des Erzbischofs rufen. Der Notar bekam nur ein Viertel Prozent, aber er setzte durch, dass die Summen in Dollar gezahlt wurden, angeblich, um zusätzliche Abgaben zu vermeiden.

Pummelchen als Modell für eine Heilige

Ich unterzeichnete das improvisierte Dokument als Zeuge. Der Notar und der geistliche Sekretär konnten ein befriedigtes Lächeln nicht verbergen.

In der Zeitung sah ich einige Monate später die Abbildung einer neu gestifteten Heiligenfigur für den Dom; ich glaube, es war die heilige Angelika, etwas geschönt freilich. „Et kütt, wie et kütt“, sagen die Cölner.

Etwa zwei Jahre später, ich befand mich inzwischen in einer gänzlich protestantischen Umgebung, überreichte mir ein zweifarbig gekleiderter katholischer Würdenträger mit einem Dankschreiben des Cölner Erzbischofs den Päpstlichen Hausorden — für eine Kulturtat, mit der ich nur etwas Wartezeit im „Vater Rhein“ überbrückt hatte. In den Zeitungen wurde mein Einsatz bedeutender dargestellt. Glaubt ja nicht alles, was irgendwo gedruckt wurde — allzu oft wird schamlos übertrieben.

88. Liebesarien

Am Abend besuchte ich aus Langeweile ein Konzert. Gregorij wurde noch von seinem Schneider aufgehalten. Eine Sängerin mit einem umfangreichem eigenem „Resonanzboden“ erfreute das Publikum mit italienischen Opernarien. Sie sang wundervoll; ich fand ihre Stimme glockenrein, warm, lyrisch und flammend; das sagte ich ihr ganz ergriffen auch in der Pause.

Ich deutete an, dass ich ebenfalls einige Erfolge als Sänger hatte. Deshalb hielt sie mich für einen Kammersänger-Kollegen und bat mich, sie nach der Vorstellung auszuführen: „Allein kann ich nicht gut ausgehen und Sie wissen, lieber Kollege, wie einsam man auf einer Tournee ist ...“ Ich habe ihre Hände geküsst ...

Die Weinhändler und Gregorij benachrichtigte ich durch einen Boten mit wenigen Worten auf meiner Karte über diesen vorhersehbar besonders reizvollen Verspätungsgrund:

Ich bin wunderbar abgelenkt.

Warten Sie hier nicht auf mich.

Wir treffen uns in Coblenz.

H. C. F. v. Münchhausen

Die Sängerin konnte sich enorm steigern. Das Publikum tobte vor Begeisterung und verlangte mehrere Zugaben von ihr.

Ich wartete ungeduldig in ihrer Garderobe. Sie umarmte mich überglücklich über die dankbaren Cölner Hörer – vielleicht auch über einen persönlichen Bewunderer, mich nämlich.

Camilla und ich verbrachten dann einen vergnüglichen Spätabend bei einem Stadtbummel und in einem Brauhaus — dort mit „Himmel un Ääd“ und dem süffigen „Kölsch“. Danach schlemmten wir noch Rote Grütze mit Sahne in dünnen Waffeln und wir wurden immer heiterer und alberten herzerfrischend. Das war leicht in der Cölner Atmosphäre, sehr ähnlich wie in einer großen französischen Stadt fern vom Hof. In vielen Cölner Herzen scheint immerzu Kirmes oder Karneval zu sein. Das zieht mich an. Hier möchte ich eine Weile leben!

Die ungewöhnlich temperamentvolle Sängerin war mir sehr dankbar für meine Gesellschaft; sie war erstaunt und beglückt, dass ich sogar ihre schmerzenden Verspannungen im Schulter und Rückenbereich lindern konnte. Das dauerte — wie Ihr verstehen werdet. Wir leerten noch eine Flasche Champagner, und dann konnte ich die sensible Künstlerin bei einem sich plötzlich über Cöln entladendem Gewitter auch nicht gut allein lassen, denn sie fürchtete sich vor dem Krachen des Donners. Ich muss zugeben, dass ich mich anfangs sorgte, von ihr erdrückt zu werden, aber vielleicht, weil ich einige Erfahrung mit gewichtigen Frauen hatte, wurde alles leicht und erfreulich. Camilla roch umwerfend gut und sang mir beim Liebesspiel immerzu leise italienische Liebeslieder ins Ohr. Ihre Stimme und ihre liebevolle Art haben mich verzaubert und ich habe mich, spät in der Nacht, mit französischen Liebesliedern revanchiert. Leider sind wir wohl für

einen Zimmernachbarn zu laut geworden; er hat heftig an unsere Wand getrommelt. Wir längst nicht mehr Nüchternde haben das sehr erheitend gefunden.

In der Morgensonne lag sie dann, wie nur eine hochbefriedigte Frau liegt: die Arme ausgebreitet, langgestreckt wohlighend auf den zerwühlten Laken, die in den letzten Stunden vielgeküssten vollen Brüste mit den immer noch aufgerichteten Lustsäulen, die wohlgeformten Schenkel sorglos geöffnet — ein Bild der satten, dankbaren Ruhe. Vor ihr kniend, erfreute ich mich an diesem Anblick. Die Sonne spielte in dem dunklen Wald um ihren gewaltigen Schoß, so kam sie mir vor wie ein Sinnbild des Urweibes oder der Allmutter Erde. Nur zu gern ließ ich mich wieder und wieder aufsaugen von diesem verzaubernden Dunkel ...

Beim Frühstück vertraute Camilla mir an, dass sie bald mit dem Singen aufhören wolle — „ehe andere sagen, dass es zu spät ist. Aber was soll ich dann tun? Ich will doch nicht zuhause sitzen und häkeln und sticken.“

Das fand ich einleuchtend. Ich hatte einen Einfall, verwarf ihn, er kam aber wieder. Wir spannen ihn gemeinsam aus; das Frühstück zog sich in den Morgen hinein, bis wir (ich habe den Grundsatz gehätschelt, dies nie vor halb elf zu tun) auch wieder Champagner trinken konnten. Wir unterbrachen uns mehrmals und ich spürte tatsächlich, wie mich dieser unglaubliche Schoß kraftvoll inspirierte.

Camilla begeisterte sich für meinen Vorschlag. Wir hielten alle Punkte auf der Tischdecke fest, die sie später mitnahm. Das Tuch wurde die Grundlage einer guten und vertrauensvollen Zusammenarbeit, die keinen von uns gereut hat, denn sie wurde auch geschäftlich überaus erfolgreich. Wir sind jetzt seit vielen Jahren Geschäftspartner und Teilhaber. Camilla führt heute in Paris die erste und immer noch größte Vermittlungs-Agentur für Künstlerinnen und Künstler und für Modevorführerinnen. Ihre Schwestern und ihr Zwillingbruder tun das Gleiche für Schriftsteller und Schauspieler in London, München und Rom. Derartiges fehlte eben noch in Europa.

Frauen wie Camilla sind ein Traum in lustvoller Liebe

Unser Abschied wurde von sachlichen Zwängen festgelegt: Camilla hatte am Abend ein Konzert in der konkurrierenden Nachbarstadt Düsseldorf. Dreimal haben wir uns abschiednehmend umarmt und zweimal ...- aber mehr Intimitäten muss ich Euch nicht verraten. Jeder Abschied von einem lieben Menschen ist ein kleines Sterben für mich.

Manchmal lächle ich genießerisch erinnernd: Ohne meinen Zwi-

schenhalt und ohne meinen Konzertbesuch in Cöln gäbe es diese für alles Kulturleben längst unentbehrlichen Schaltstellen nicht.

Meinen Biografen werde ich vielleicht eine anspruchsvollere Entstehungsgeschichte hinterlassen, aber warum eigentlich? „Et is, wie et is.“

Könnt Ihr mir nachfühlen, dass ich mich unbändig darauf freue, eines hoffentlich fernen Tages, alle Frauen, die mir auf Erden lieb und wichtig waren, im Himmel wiederzutreffen? Ich stelle mir unsere Umarmungen traumhaft schön vor; ich muss ja nicht befürchten, dass mich eine der erfreulich vielen Frauen nicht wiedersehen will. Allerdings bin ich nicht so sicher, ob sie sich auch gegenseitig akzeptieren und anlächeln können.

Ich hoffe sehr, dass es mir und notfalls auch anderen Himmelsbewohnern gelingen wird, das wohl unvermeidbare gegenseitige Abschätzen nicht eskalieren zu lassen.

Mich tröstet der Gedanke, dass zumindest die Frauen dort alle Engel sein werden, frei geworden von aller irdischen Missgunst und nur beseelt davon, friedlichste Liebe auszuströmen. Aber wer kann voraussehen, wie es ausgeht, wenn Frauen im Spiel sind? Ich konnte es nie. Ich werde einen guten Maler suchen, der mir die himmlische Szene schon zu Lebzeiten lustvoll vor Augen führt ...

89. Ein Abend mit lauter Fragen

Liebe Gäste am Kamin, ich habe in den letzten Wochen einige Zettel mit Fragen von Ihnen und von Euch angesammelt; ich danke Euch dafür. Das Meiste will ich gern zu beantworten versuchen, weniges will ich aber für mich behalten und einiges weiß ich selbst noch nicht zu deuten.

Schreibt mir weiter anonym auf, was Euch an Fragen kommt. Heute gebe ich also die ersten Antworten:

Wie viele Frauen waren es denn in Ihrem Leben?

Es reizt mich zu fragen: Wie viele Männer gab es denn in Ihrem Leben, Frau von der Mühlen? Die zählt man doch nicht wie ein Sammler seine Käfer; ich jedenfalls nicht. Warum übrigens sollte ich jetzt schon mit dem Zusammenzählen anfangen?

Haben Sie sich um die Frauen, die Ihnen viel bedeuteten, auch später noch gekümmert?

Wenn ich eine Chance dazu hatte, ja und liebendgern. Aber seltener als ich wollte; das war bei mir sicher nicht anders als bei den meisten Mitmenschen. Wunderbarerweise hat das Leben mich mit einigen wieder zusammengeführt, wenn auch verändert, aber immer

beglückend und unbelastet: etwa mit Swantje in Amsterdam, mit Ewa in Dresden und in Paris, mit Gabi in Göttingen, mit der Forscherin aus Nordhausen in Weimar, mit Dorothee in Tarent und am Wunderbarsten: mit Mahajusha in Frankfurt. Alle anderen hoffe ich im Himmel wiederzusehen.

Sie sind nicht zimperlich in der Beurteilung unserer Klassiker. Verbirgt sich dahinter ein gestörtes Verhältnis?

Sie vermuten Kollegenneid? Einer wie ich lebt ja mehr vom Nachruhm; darauf verlassen sich auch andere, aber manche hatten schon zu Lebzeiten Erfolg — nur waren sie damit nicht immer glücklich. Nein, ich liebe viele große Dichter und verdanke ihnen viele Kostbarkeiten in meinem Gedächtnis und in meiner Seele. Aber Sie haben richtig erkannt, dass ich an der Patina einiger Denkmale gerne mal kratze. Muss das eine Liebe nicht aushalten?

Hatten Sie eigentlich auch einmal Misserfolge?

Aber ja! Aber negative Erlebnisse rutschen bei mir schnell in die Versenkung. Misserfolge haben mich eher angetrieben. Ich habe mich durch fehlende Erfolge nie entmutigen lassen. Das ist wohl eine wichtige Voraussetzung für ein Vorankommen, nicht nur bei Frauen.

Aber die Gründe meiner größeren Erfolge waren neben einer Beherztheit des Anpackens nicht zuletzt ein unverschämtes Glück.

Was würdest Du anders machen, wenn Du Dein Leben noch einmal von vorn anfangen könntest?

Das weiß ich nicht, Heribert. Schon deshalb nicht, weil ich die Lebensumstände nicht einschätzen kann. Ich könnte ja als Sohn eines Kaminfegers geboren werden oder als der ungeliebte Sohn einer gewaltsam geschwängerten Magd.

Oder als Lieblingskind eines reichen Mannes. Ich glaube, dass ich aus jedem Anfangszustand etwas machen würde.

Vielleicht würde alles ganz anders sein, aber sicher nicht langweiliger. Für mich steht fest: ich habe kein Talent zum Unglücklichsein.

Herr von Münchhausen, wir alle wissen, dass Sie ungern über Ihre Erfolge in der Neuen Welt sprechen, aber die Zeitungsberichte sind sicher ungenau. Erzählen Sie uns bitte noch einmal Genaueres über Ihre Arbeit.

Nun, da gibt es inzwischen in rund dreihundert amerikanischen und

kanadischen Städten ein großes, nicht gerade billiges Restaurant mit dem Namen „Heimatland“. Das hilft vielen Deutschstämmigen und ihren Kindern und Enkeln gegen Heimweh und verstärkt es zugleich.

Dann gibt es in den meisten größeren Städten ein bodenständiges, sehr gediegenes „Deutsches Haus“, in dem man sich privat und zu Geschäften treffen und angenehm wohnen kann. Beiden Einrichtungen ist ein Versandhaus angebunden, in dem man deutsche Erzeugnisse bestellen kann.

Die von mir organisierte „Deutsche Handels-Messe“ ist ein festes, jährliches Ereignis in mehreren Landesteilen geworden, wo die Leute vom deutschen Klavier bis zum soliden Fertighaus nach Friesen oder Schwarzwald-Art ziemlich vieles bestaunen und bestellen können.

Der tragisch verunglückten Prinzessin Mahajusha zu Ehren gibt es in vielen großen Städten die Schönheitshäuser „Prinzessin von Persien“. Und unserem Sohn zuliebe betreibe ich mit mittlerweile großem Erfolg viele deutsche „Kindergärten“. Bei der Ausbildung von Kindergärtnerinnen haben Lehrschwestern der Kaiserswerther Diakonissen großartige Grundlagen gelegt.

Ja, dann habe ich noch die Viehmärkte eingerichtet, bei denen Zucht-tiere versteigert werden — Pferde, Rinder, Ziegen, Schafe, Hühner und Gänse. Gabi zuliebe werden wir noch ein paar Fischzuchtbetriebe einrichten. Die Geschäfte laufen alle wie von selbst und es ist gar nicht mehr nötig, dass ich mich ab und an einmal in ihnen sehen lasse. Organisation ist eben alles — sonst könnte ich es mir auch nicht leisten, alle paar Jahre mal eben drei Monate Heimaturlaub zu machen ...

Sie hatten doch vier Samenkapseln. Wer bekam sie?

War das nicht zu erkennen? Dann will ich dieses kleine Rätsel auch nicht ganz auflösen. Vielleicht regt Sie das an, länger zu erörtern, wer meine mir so besonders lieb geworden Frauen waren. Ich höre gern zu, wenn Sie denkbare Namen nennen.

Was ist Ihnen an unserer Religion wirklich wichtig?

Ich weiß, woher ich komme und wer mich erwartet. Ich sehe mich auf einem Rundweg, der mich auf selten geraden Wegen über meine Mitmenschen zu Gott führt. Unsere Religion kann bewirken, dass wir uns nicht als fertige Menschen sehen und uns noch selbst entwickeln müssen, um vorzeigbarer zu werden.

Mich ärgert, dass wir Christen uns mehr mit dem unmündigen Kind in der Krippe und mit dem toten Christus am Kreuz beschäftigen als mit dem lebenden und segnenden Jehoshua (er hat ja den ihm später gegebenen Namen Jesus nie gehört). Wir fragen kaum danach, wie

Christus in unseren Alltagsfragen handeln würde.

Mich überzeugen wenige der Menschen, die ihren bezahlten und mit etlichen Vorteilen gesegneten Beruf darin sehen, sich als seine doch allesamt selbsternannten Nachfolger und Stellvertreter auszugeben.

Ich habe bei meinen Reisen mehrere Völker in ihrem Glauben an jenseitige Wesen erlebt; es scheint eine Ursehnsucht nach einer Kraft zu geben, die uns lenkt und mit der wir uns verständigen müssen. Ich habe aber auch gesehen, dass nicht wenige Menschen davon leben, sich als Vermittler anzubieten.

Unsere Lieder und Tondichter erreichen mit ihren Werken viel inniger mein Herz als viele Berufsfromme, die mich nur darauf bringen, dass man ihnen das Christentum nicht allein überlassen sollte. Jeder muss selbst auf Gottes Liebe antworten und seine Frömmigkeit verantworten. Ich kann mir schwer vorstellen, dass Christus einer unserer viel zu vielen Christengemeinschaften angehören möchte und dass man ihn dort auch aufnehmen und aushalten würde. Insgesamt habe ich mehr Fragen als Antworten; das ist mir auch bei anderen Menschen wichtig.

Du kannst alles und alle lieben Dich. Das ist nicht glaubhaft! Du lügst doch maßlos!

Hhm. Was wir für unsere Wirklichkeit halten, erweist sich das nicht leider oft als Lüge? Waltraud, was hältst Du denn für wirklich und was beschäftigt Dich mehr: Was Du erlebst oder was Du erträumst?

Ich denke oft an Saigyō Hoshi, den japanischen Mönch und Dichter aus dem 12. Jahrhundert. Er sagte scheinbar leichthin: „Seit ich weiß, dass die Wirklichkeit nicht wirklich ist, glaube ich nicht, dass meine Träume nur Träume sind.“ Lügen unsere Träume? Dichter holen uns vieles aus dem dunklen Land herüber, das wir nur bruchstückhaft aus unseren Träumen kennen. Ich träume gern. In meiner Welt muss nicht alles wirklich sein.

Ein arabischer Geschichtenerzähler, dem ich oft zugehört habe, sagte mir: „Manche Menschen wollen immer Liebesgeschichten, manche hören lieber Mordgeschichten. Ich lasse mich oft von den Gesichtern meiner Zuhörer anregen und frage mich, „was bringt ihnen heute mehr?“ Manchmal frage ich auch mich: „Welche Geschichte reizt mich heute?“ Alle Geschichten sind meine Kinder, sie laufen im Spiel mal hierhin, mal dahin. Meine Kinder lügen nicht, ich vielleicht einmal, aber ich sehe auch vieles anders als andere. Ich will Dir ein Geheimnis sagen, mein Freund: Viele Gestalten, die aus meinem Kopf in die Welt springen, kannte ich gestern noch nicht. Sie

leben ihr eigenes Leben, das gar nicht zu mir passt. Sieh: Mein erfundener Dieb Jussuf schwärmt für gebratenen Hammelschwanz; mich würgt es schon, wenn ich ihn von weitem rieche ...“

Mir geht es ganz ähnlich mit den Frauen und Männern in meinen Geschichten; ich bin selbst ja auch nur eine Figur in ihnen — und, glauben Sie mir: ich staune oft, was sie alles erleben. Übrigens sage ich manches Mal, das ist aber ein eigenes Kapitel, dass eine Lüge barmherziger sein kann als eine kaum verkraftbare Wahrheit.

Jetzt aber mal Butter bei die Fische, Herr von Münchhausen! Sie haben keine moralischen Bedenken bei Freiheiten in der Ehe?

Bedenken? Ich bedenke dies: Männer haben mehr erotische Geheimnisse als Frauen, und sie verschweigen sie besser. Das Freiheitsverlangen von Männern ist besonders stark in ihrem Blick auf Frauen. Frauen wird das nicht zugestanden. Eine Affäre ist für Männer ein Naturrecht, für Frauen eine unverzeihbare Todsünde. Männer überstehen sie makellos, Frauen nicht. Deubel auch! Eine Frau wird doch nicht in ihrem ganzen Wesen und Fühlen missgestaltet, wenn sie einmal oder zehnmal Austern geschlürft hat. Das soll anders sein, wenn einmal ein anderer Mann die Frau in ihr erkannt hat? Gegen diese männliche Heuchelei habe ich heftige Bedenken!

Geben Sie zu, Herr Baron, dass Ihre Geschichten nur Altmänner-Fantasien sind?

Würden denn Jungmänner-Fantasien besser zu mir passen, Frau Gräfin? Oder Zukunftsversprechungen wie die von Menschen, die unbedingt unser Vertrauen brauchen? Jeder weiß doch, was ich zum Wein und zum Braten zusätzlich auftische. Es wird doch kaum jemand wegen des Weins und des Bratens kommen. Hören Sie einfach weiter nicht hin, verehrte Dame, wenn ich fantasiere und wenn sich lustvolle Gedanken in Ihrem Kopf einnisten wollen, spätestens auf dem Nachhauseweg oder danach in Ihrem Bett. Jagen Sie diese Gedanken fort! Ich liebe standhafte Frauen; sie waren mir immer interessant. Sehr zum Wohl, meine Damen! Nehmt diesen Rat mit heim: *Pfeift auf die Wirklichkeit. Liebt und lebt Eure Träume!*

90. Was soll ich in Amerika?

Gegen Mittag fuhr ich den Weinhändlern mit der Post hinterher. Trotz der Kutschenpünktlichkeit verpassten wir uns in Coblenz. Ich reimte mir aus Angaben des Hotelpersonals zusammen, dass sie hier eine Auseinandersetzung mit der Polizei hatten. Völlig beunruhigte mich der Hinweis, dass sie von einem Verhör nicht mehr in ihr Hotel zurückgekehrt waren.

Die Hotelwirtin steigerte die schlechten Nachrichten noch und bestellte mir, ich solle sofort bei der Polizei vorsprechen.

Das urpreußische Wort „vorsprechen“ weckt in mir heftige Opposition. Mir war zudem inzwischen gründlich die Lust vergangen, in die Rolle eines Schnüfflers zu geraten und etwas aufzuklären, was mich überhaupt nicht berührte. Ich fürchtete, als vollkommen Unbeteiligter in dunkle Dinge hineingezogen werden - und warum?

Nach einem miserablen und nur weinähnlichem Schlaftrunk und einer unbehaglichen Nacht gab ich mich am nächsten Morgen gleichmütig, ließ mir nach dem dürftigen Frühstück den Weg zur Wache beschreiben und mein Gepäck hinter mir hertragen. Am Marktplatz sah ich, dass eine Postkutsche mit dem Schild "Mainz" beladen wurde. Ich gab dem Burschen, der mich begleitet hatte, ein Trinkgeld und gab ihm gegenüber vor, noch vor einem Lokal einen Kaffee trinken zu wollen. Ich wartete, bis der junge Mann außer Sicht war und ließ mir in der Schnellpost nach Mainz einen Platz reservieren.

In Mainz folgte ich wiederum einem spontanen Einfall. Ich verzichtete darauf, in der von mir eigentlich angezielten, weithin berühmten „Wein- und Weibstüb“ noch einmal nach der blonden Julia zu forschen und reiste gleich hinüber nach Frankfurt, um auf gut Glück meine alten Bekannten, die Rothschilds, zu besuchen. Ich kannte den Baron Rothschild noch von seiner Lehrzeit in Hannover her; wir hatten über die Jahre losen Kontakt gehalten und hatten uns zuletzt vor einigen Jahren auf einem mehrtägigen Fürstenfest irgendwo in Thüringen getroffen.

Manchmal behalte ich Kleinigkeiten: Ich erinnerte mich, dass die Baronin weiße Rosen liebte und stand zur Teezeit mit einem Arm voll Rosen vor ihrer Tür. Dafür bekam ich Wangenküsse und die spontane Einladung, gleich dazubleiben zu einer kleinen Gesellschaft am Abend. Ich wurde prächtig untergebracht.

Die Diener tauschten meine zerknitterte Abendkleidung gegen Prachtstücke aus dem Fundus des Hauses aus und als ich in den Spiegel sah, fand ich mich von einem vornehmen Herrn kaum unterscheidbar. Ich hatte nur den Wunsch, nicht allzu lange in dieser Verkleidung bleiben zu müssen. Rothschild bat mich noch vor dem Fest in seine Bibliothek.

Wie es seine Art war, sagte er ohne Umschweife: „Münchhausen, ich sehe: Dich schickt mir der Himmel. Sieh, in Nordamerika hat sich politisch alles ziemlich gefestigt; jetzt beginnt dort der Aufschwung und wir Deutschen haben einen kräftigen Anteil daran. Ich will mit unserem Bankhaus rechtzeitig dabei sein.“

Die nötigen Genehmigungen haben wir endlich. Wir beginnen in New York, in Chicago und Philadelphia. Und ich brauche Dich dabei!“

Ich erschrak und antwortete ehrlich: „Lieber Rothschild, von Amerika verstehe ich überhaupt nichts, ich war noch nie dort, war auch nie neugierig auf das Land, aber was schwerwiegender ist: meine Geldgeschäfte waren bisher keine bleibenden Erfolge ...“

Er wischte ja alle Gegenargumente immer vom Tisch: „Ich suche keine Leute, die schon überall waren, sondern welche, die ich überall hinschicken kann. Ich habe genügend jüngere Leute auf die Verhältnisse in Nordamerika vorbereitet.

Du sollst keine Bankgeschäfte machen. Mir fehlt noch ein lebenserfahrener und geistig beweglicher Mann im Leitungsbereich, der besonders bei den vielen Deutschen dort Vertrauen für uns wecken kann.“

Ich dankte ihm für sein Zutrauen, hielt aber dagegen, dass ich meine beste Zeit wohl hinter mir hätte und mich darauf freute, zuhause... Er unterbrach mich mit der raffinierten Frage: "Wo bist Du denn zuhause, Münchhausen? Doch wohl eher in der weiten Welt. Wenn Du es wirklich brauchst, kannst Du von mir aus gern alle paar Jahre an der Weser Ferien machen und ausgiebig Deine alten Freunde besuchen, wir bezahlen Dir auch den Heimaturlaub, aber das wird Dir genügen. Du gehörst doch ins volle Leben und nicht auf ein Altenteil ..."

Der alte Fuchs spürte natürlich, dass ich bereit war, anzubeißen. Er redete mir noch, das war ein durchsichtiges Ablenkungsmanöver, ins Gewissen wegen meiner zeitweiligen Freude am Spiel, der ich doch immerhin verdanke, dass mein Vermögen überschaubarer geworden ist. Meine künftige vorbildhafte gesellschaftliche Stellung in der Neuen Welt werde mir schon noch bewusst werden. Es würde übrigens genügen, in sechs Wochen reisefertig zu sein...

91. Wiedersehen mit Mahajusha

Zu der „kleinen Gesellschaft“ am Abend zählten gut hundertzwanzig Gäste in festlicher Kleidung, lauter bekannte und berühmte Namen; nur wenige waren mir bereits vertraut. Ich saß am Haupttisch und hatte eine besonders mitteilungsfreudige ungarische Gräfin als Tischpartnerin. Sie wunderte sich und freute sich unbändig über meine detaillierten Kenntnisse vom ungarischen Hochadel mitsamt der dort lebenden Exil-Hoheiten - und war entzückt über mein Interesse an Namen und Alter der königlichen Enkel.

Nach einem allgemeinen Toast des Hausherrn und einem Aperitif hörte ich mitten in dem Wortschwall meiner Nachbarin, dass ich als Tischredner genannt wurde: „Ich bitte um Aufmerksamkeit für meinen alten Freund, den Arzt und weiterfahrenden Forscher Baron Münchhausen aus dem Königreich Hannover – der weit mehr Einblicke als nur in die real existierende Welt hatte.“ Irritiert blickte ich zu Rothschild hin, der lächelte und nickte mir auffordernd zu. Sollte es zu seinen beliebten grausamen Scherzen zählen, ohne Absprache und Vorankündigung einfach einen Anwesenden als „Charmeur vom Dienst“ anzukündigen?

Viele hierin wahrscheinlich Erfahrene grinnten mich schadenfroh an. Ich war in gehobener Stimmung und stellte mich leichtsinnig diesem ungewohnten Abenteuer.

Mein Blick ging von den Gastgebern in die Runde; es waren überwiegend reifere und erfolgreiche Menschen. Für alle war es eine Ehre, bei Rothschilds eingeladen zu sein, denn der Hausherr zählte zu den einflussreichsten und auch reichsten Männern nicht nur in deutschen Landen.

Er war einer der wenigen erfolgreichen Juden, denen man diesen biografischen „Makel“ „großzügig“ nachsah: Rothschild war eben eine Ausnahme-Erscheinung; er hatte sich vielfach als vorbildlicher Bürger und als ungewöhnlich großmütig erwiesen und er war in keiner Weise zu vergleichen mit seinen weithin als lästig und viel zu geschäftstüchtig angesehenen Glaubensbrüdern, die oft als Schuldige und Sündenböcke für manche Notlage ihrer christlichen Mitbürger herhalten mussten.

Der pfiffige Baron wollte mich prüfen, das wurde mir klar. Aber ich hatte noch nie eine Tischrede halten müssen. Ich nahm einen tiefen Schluck Champagner und sagte mir, dass ich schließlich schon mit anderen Herausforderungen ganz gut fertig geworden bin. Ich stand auf, klopfte an mein Glas und während ich unbefangen drauflos plauderte und natürlich den Damen besondere Reverenz erwies, fiel mein Blick auf eine jüngere Dame in Weiß, bei der offensichtlich ein herausragender Haarkünstler ein Wunderwerk an ihren schwarzen Locken vollbracht hatte.

Das ist doch ... Deubel auch! Das ist doch nicht möglich... Mir versagte die Stimme. Ich werde eine Welle mit geöffnetem Mund dagestanden haben. Mein Verhalten muss von allen Gästen irritiert bemerkt worden sein. Die Dame in Weiß lächelte mich an.

Ich versuchte mich aufzufangen und stotterte so etwas zusammen wie: „Meine Damen und Herren, ich bitte Sie um Nachsicht:

Bis vor kurzem war ich monatelang unterwegs auf Schiffen in der Einsamkeit der Weltmeere und unter rohen Menschen. Umso stärker blenden mich jetzt diese wundervollen Kristall-Lüster. Aber auch sie sind nur ein schwacher Strahl gegen die Schönheit, über die ich hier einen herausragenden Überblick habe. Ich bin überwältigt von so viel Liebreiz und Anmut; mir schnürt es den Hals zu und ich bin sicher, es geht manchen von Ihnen, meine Herren, ähnlich – jedenfalls im Blick auf die uns umgebende strahlende weibliche Schönheit.“

Ich merkte, dass ich ins Schwafeln geriet und suchte ein baldiges glückliches Ende: „Versuchen wir, nach einem andächtigen Schluck auf unsere bezaubernde Gastgeberin und auf alle uns hier mit ihrem Anblick verwöhnenden Damen wieder freier, glücklich und dankbar zu atmen ...“

Solchen charmanten Stuss finden sie ja meistens gut. Die Herren sprangen lachend auf, wir stießen nach allen Seiten an, schwadronierten durcheinander und ich konnte endlich wieder in die Augen meiner Mahajusha schauen. Ihr Lächeln war zum Stehlen hinreißend; ihre feucht gewordenen Augen auch. Wir hoben unsere Gläser einander entgegen und vernachlässigten unsere Nachbarn für einen Augenblick. Ich fühlte mich wie im Traum, wie in einem wunderschönen Traum, der mich weit zurücknahm in selige Zeiten und die Hauptdarstellerin in diesem Traum war meine persische Prinzessin.

Mahajusha war voll erblüht. „Wehe, sie ist verheiratet! Ich ermorde den Kerl und werde mit ihr fliehen“, murmelte ich, während ich mich wieder pflichtbewusst der Ungarin zuzuwenden versuchte. Die Gräfin schien nichts bemerkt zu haben und erzählte mir von einigen Streichen der Enkel des Exil-Königs. Ich aber war einige Minuten lang vollkommen abwesend und wie benommen.

Es dauerte lange, bis die Musik zum Tanz aufspielte. Ich musste zuerst mit der Baronin tanzen, dann mit der Ungarin und danach war Mahajusha ständig umlagert. Ich musste eingreifen, wenn nicht mit dem Säbel, dann mit Abklatschen, wie ich es in St. Petersburg eingeführt hatte.

„Bist Du es wirklich, Herzensprinzessin“ fragte ich. Sie lächelte nur: „Ich wusste immer, dass Ihr noch lebt, Haruni!“ „Nenne mich nicht mehr so, Prinzessin Mahajusha. Bitte sag zuerst: Bist Du frei?“

Sie hob lächelnd die Arme: „Vollkommen frei.“ Ich sagte darauf wie im Traum: „Der Himmel hat uns wieder zusammengebracht, wunderschöne Prinzessin, ich bin unendlich glücklich.“ Und ich drängte wie ein alles Einverständnis voraussetzender Liebhaber: „Bitte komm mit mir nach Amerika!“

Da erstarb ihr Lächeln und sie sagte bekümmert: „Das wird nicht möglich sein, Liebster. Baron Rothschild hat etwas in London mit mir vor.“

Ich setzte alles auf eine Karte: „Komm mit mir, Prinzessin, ich brauche Dich an meiner Seite. Rothschild will mich in die Neue Welt schicken; er wird zustimmen, dass wir zusammen gehen, aber Du musst es wollen.“

Mahajusha sah mich lange an, wir hielten uns an beiden Händen. Nie hat mich ein Mensch so beschenkt, wie sie: „Ja, ich will wieder bei Dir sein, Herzensfreund.“

Rothschild kam dazu, als ich ihre Innenhände küsste, wie früher. „Ich muss euch also nicht mehr bekannt machen?“ fragte er etwas erstaunt und sah uns neugierig an. „Rothschild, alter Freund“, sagte ich erregt und spürte instinktiv, dass ich am stärksten bin, so lange er mich noch nicht voll in der Hand hat: „Ich werde für Dich nach Amerika gehen, wenn die Prinzessin mit mir geht, sonst nicht.“

Der kluge Menschenkenner fragte Mahajusha nur noch: „Wollen Sie das denn, Hoheit?“ Und dann tat Mahajusha etwas, das Rothschild und alle Umstehenden überraschte: Statt mit Worten zu antworten, umarmte sie den Baron mit beiden Armen und küsste ihn auf die Wange. Eine Träne von ihr blieb an seinem Backenbart hängen. Rothschild war gerührt. Als die Musik wieder einsetzte, forderte er sie zum Tanz auf und die beiden tanzten davon wie ein Liebespaar.

Mich traf mancher bewundernder Blick; man sah mir wohl einiges von meinem Glück an. Ich war nicht in bester gesellschaftlicher Verfassung, denn mein Herz flog davon. Ein sehr würdig aussehender Herr mit einem auffällig stattlichem Bauch schlenderte an mir vorbei und zischte etwas, das ich erstaunt als hessische Verwünschung zunächst nur halb, aber mit späterer Erinnerung ernsthafter wahrnahm: „Geht hie, worer moije wart!“

Alle haben mich um mein Glück bei dieser Frau beneidet.

Die Prinzessin hatte uns im Tanz gesehen und die boshafte Bemerkung des Herrn offenbar erraten; sie zeigte mir lächelnd mitten im Tanz mit Schultern und Händen eine unwichtige Unvermeidlichkeit an, es war also wohl einer ihrer Verehrer, der sich am Ende seiner utopischen Hoffnungen sah. Ich widmete mich aber noch der Baronin, um auch ihren Segen zu bekommen ...

Am nächsten Tag nahm Rothschild die Prinzessin und mich mit in seinen Bankpalast und ließ uns von seinen Spezialisten über die bisherigen und die erhofften Aktivitäten in Nordamerika informieren.

Es war mir völlig neu, welche weltbewegenden Entwicklungen das Bankhaus mitgetragen hat. Natürlich wurde es mir mulmig, aber die Herren versicherten, dass man, solange ich das wünsche, nur repräsentative Aufgaben von mir erwarte.

„Also, ein Salonlöwe bin nun wirklich nicht und ich will auch keiner mehr werden“, stellte ich klar. Aber die Herren schienen die amerikanische Gesellschaft robuster einzuschätzen. Sie redeten sich in Begeisterung; meine Gedanken folgten ihnen nicht immer. Als sie erwähnten, dass das Bankhaus zunächst drei Gebäude in New York „leider weit voneinander entfernt“ besäße und hinzufügten, dass der wichtigere Kern der Stadt „ziemlich zugebaut“ sei, warf ich spontan ein: „Warum bauen Sie denn nicht in die Höhe?“

Aber das verstanden sie nicht; ich war wahrscheinlich meiner Zeit wieder etwas voraus — hier in Deutschland jedenfalls. Ich komme später noch hierauf zurück.

Rothschild lächelte Mahajusha an, als er sagte: „Ihre Hoheit war bis gestern darauf vorbereitet, mit einem Kollegium von Fachleuten in England und von England aus Entwicklungs-Gesellschaften aufzubauen, Institute, die Private und Behörden beraten, planen und umsetzen helfen, von Grundstücken bis zur Erneuerung und Vergrößerung von Städten. Das wird in Nordamerika noch viel willkommener sein.“

Als Rothschild schließlich sagte: „Versuche es für ein Jahr, Du bleibst doch ein freier Mann. Und glaub mir, es wird Dir gefallen — besonders in Eurer idealen Verbindung!“

Danach hatte ich keine Einwände mehr. Sagt selbst, Freunde und Herzensfreundinnen meiner Freunde: Kann ein an einige Abwechslung im Leben interessierter Mann solch ein Angebot ablehnen?

92. Im Wein wird doch Wahrheit sein?

Ich wollte die mir in Deutschland verbleibende Zeit nutzen, um die kleine Abenteuergeschichte mit den Straßburger Herren noch bis zu einem wenigstens meine Neugier befriedigendem Ende verfolgen. Ich erzählte Rothschild von den bisher bekannten Zusammenhängen.

Er fand es gut, dass ich mich auch noch eine Weile innerlich auf die neuen Aufgaben vorbereiten konnte und riet mir zu, die Prinzessin mitzunehmen. Er empfahl uns, nicht nach Straßburg zu fahren, sondern vom fast gegenüber liegenden Baden-Baden aus Kontakt mit meinem russischen Bekannten, aber auch mit den Weinhändlern

aufzunehmen.sönlichkeiten, die im Notfall nützlich sein könnten. Auf die Rückseite seiner Visitenkarte schrieb er nur:

Baron Münchhausen

ist mein Freund.

A. M. Rothschild

„Zeig das vor, wenn es irgendwo Schwierigkeiten gibt.“ Noch von Frankfurt aus schrieb ich Gregorij: „Lieber Gregorij, ich musste allein weiterreisen und kann nicht nach Straßburg kommen. Bitte richten Sie es ein, dass wir uns bald in Baden-Baden im „Badischen Hof“ treffen. Ich bin nicht mehr allein. Ihr einstmals derselben Herrin Verbundener.“

Den Herren Lovis & Patagonne zu Straßburg teilte ich mit, dass ich nach unserer Trennung in Coblenz zunächst in einiger Verwirrung ohne rechtes Ziel weitergereist sei. Ich gab an, dass ich einen kurzen Kuraufenthalt in Baden-Baden plane und dort in Cottas Hotel gern die Nachricht über ihre hoffentlich gesunde Heimkehr bekommen würde, bevor ich in Kürze, das habe ich gar nicht weiter erläutert, nach Nordamerika reisen müsse.

93. Eulenspiegel in Heidelberg

Mahajusha und ich improvisierten einen Abstecher nach Heidelberg, wo, wie mir noch rechtzeitig eingefallen war, die Straßburger unbedingt Station machen wollten. Wir trafen sie tatsächlich im „Hotel Hirschgasse“ in der Neckarstadt, in dem sich die beiden Hotelgewohnten schon viel länger als geplant verwöhnen ließen.

Unvergesslich ist mir ein schwülwarmer Abend im Weingarten des Hotels. Wir genossen zu viert eine himmlisch mundende Aprikosen-Bowle, die der Wirt nach einem Rezept von Herrn Patagonne eins zu eins mit edlem Weißwein und Champagner auf Pfirsichstücken bereitet hatte. Wichtig war den Bowle-Kennern eine mehrstündige Ruhezeit der Bowle.

Wir wurden bald ausgelassen heiter. Auch die anderen Gäste waren hochgestimmt und suchten erfolgreich Kontakt untereinander. Unsere Bowle musste bald erneuert werden; der Wirt war darauf vorbereitet.

Auf einem Felsvorsprung unter uns spielten drei Musikanten zum Tanz auf; nach einigem Zögern ließ ich mich von Mahajusha hochziehen. Wir kamen gar nicht dazu, uns der Musik hinzugeben und die Musiker sahen nicht, was etwas höher geschah:

Plötzlich preschten auf zwei Dunkelfüchsen in oben offene Männer-uniformen gekleidete Reiterinnen in den Garten, schossen wild mit ihren Pistolen in die Luft und zwangen alle Gäste, jeweils mindestens einen Schuh auszuziehen und in einen Sack werfen.

Das ging alles unglaublich schnell und aufregend. Wir standen alle aufgeschreckt und ratlos herum, als drei als Nachtwächter erkennbare Männer hereinstürmten und die räuberischen Reiterinnen mit ihren für den Nahkampf völlig ungeeigneten Hellebarden attackierten.

Die Reiterinnen überrannten sie mühelos und entkamen, ließen aber die Säcke mit unseren Schuhen zurück.

In sehr gelöster Stimmung wurden die Schuhe wieder verteilt und bei Kerzenlicht anprobiert. Die tapferen Männer der Nachtwache bekamen etliche Geldgeschenke.

Alle Gäste tauschten unterschiedliche Einschätzungen des Geschehens aus; keiner kam darauf, dass es eine von wem auch immer inszenierte Attraktion zur Unterhaltung der Gäste war. Das Tanzen war zu meiner Erleichterung allen vergangen.

Als wir später in der Ferne wieder wildes Pistolen-Geknalle hörten und eine Wiederholung des bei uns Erlebten befürchteten, kam mir ein bestimmter Verdacht. Ich sah mir die gelöst lächelnden Gesichter meiner Tischnachbarn an. Stak hinter einem Gast sein Schalks-gesicht? Wer sonst könnte hinter diesem Streich stecken?

„Du siehst Dich nach anderen Frauen um? Willst Du mich eifersüchtig machen?“, fragte mich die Prinzessin lächelnd. Ich küsste die Innenfläche ihrer Hand. „Nein, Liebste, dieses Mal forsche ich in den Gesichtern der Herren hier.“

„Seit wann interessierst Du Dich für Männer?“

Unser Lachen ging im Geräuschpegel unter. Mahajusha zog mich wieder hoch; sie wollte tanzen.

Und dann, ich hielt die Prinzessin gerade im Arm, - gut, die Bowle hatte mich vielleicht durchblickender gemacht, sah ich Till Eulenspiegel in den Ästen über uns breit grinsen. Ich schwankte etwas, er aber auch! Oder verwandelte sich sein Gesicht gerade wieder in ein Mondgespinst?

Ich trat Mahajusha zweimal auf die Füße, dann gaben wir es auf. Sie lachte großherzig und zog mich liebevoll „heim“ in die duftenden Seidendecken des Hotels.

Am nächsten Tag fuhr ich mit der Prinzessin nach Baden-Baden. Die Straßburger wollten sich noch etwas Zeit und sich noch länger verwöhnen lassen.

Mahajusha sah wieder einmal mehr als ich: sie meinte bemerkt zu haben, dass Herr Lovis sich in eine Tochter der Wirtsleute verliebt hatte. Ähnliches soll in Heidelberg schon vielen Gästen widerfahren sein (nebenbei verraten: mir früher auch), selten aber so nachwirkend wie dieses Mal: Vor einigen Jahren haben Herr Lovis und die besagte Wirtstochter in Straßburg nahe am Münster ein großartiges Hotel mit einem Spitzen-Restaurant aufgemacht. Das solltet Ihr kennen lernen, wenn Ihr mal ins Elsass reist. Ihr findet es leicht, denn sie arbeiten dort um die Mittagszeit mit einer unwiderstehlichen Duftspur.

94. Außen Wasser, innen Wein

Aber beides vom Feinsten: Ich rühme ein sprudelndes Wasser und den Badischen Wein.

Ich habe in vielen Ländern einige Weine gekostet; an manche musste ich mich erst langsam gewöhnen, einige edle Sorten verhielten sich wie eine abwehrende Frau, die aufmerksame Umsicht erwartet, ehe sie anderes zulassen will. Andere verlangten unbedingt eine besondere Mahlzeit, wieder andere eine fröhliche Zechgesellschaft.

Beim Badischen Wein ist das ganz anders: Hier fühlst Du Dich sofort wie „endlich zuhause angekommen“, er nimmt Dich gleichsam in die Arme und lässt Dich eine wunderbare Geborgenheit spüren, im ganzen Körper. Du spürst es wie ein Dich durchströmendes Wunder, stark und schön wie die Liebe. Und das spürst Du sogar, wenn Du allein trinken musst.

Am Montag kam Gregorij zeitig zum Mittagessen im „Badischen Hof“ an. Er war sprachlos über meine Reisegefährtin und beglückwünschte mich später mit ehrlichem Neid. Nach einem kurzen Rundgang im Park ließ uns Mahajusha allein.

Vielleicht war dies eine weibliche List: sie steigerte jedenfalls mein Verlangen, ihr bald in unsere miteinander verbundenen Zimmer zu folgen und die Bemühungen des täglich erscheinenden Haarkünstlers wieder zu gefährden.

Nur der schönen Erinnerung wegen erwähne ich: Am vorigen Abend war dies geschehen: Wir wollten ausgehen und die Prinzessin überlegte, nur von einem Seidentuch umhüllt, was sie anziehen könnte. Schließlich schüttelte sie ihre Frisur, tupfte sich etwas Parfüm an einige Stellen ihres geliebten Körpers, ließ ihren Schleier fallen, lieferte mich ihrem öfter wechselnden Lieblingsduft Osmanthus aus und fragte mich: „Bin ich so schön genug?“

Ihr könnt raten, was ich geantwortet habe und vielleicht auch, dass

wir auf Näherliegendes als aufs Ausgehen gekommen sind. Wir hielten die allgemeine Mittagsruhe gern ein. Vor dem Abendessen traf ich Gregorij in der Halle. Ich bewies ihm die seelenstärkende Kraft der Badischen Weine; um diese Tageszeit bevorzugte ich die weißen Weine. Er lernte gern dazu und probierte aufmerksam und immer mehr staunend die herrlichen Unterschiede zwischen dem Klingelberger und dem Ortenauer Riesling, dem Eichstetter Gewürztraminer, dem Kraichgauer Auxerrois und Lagen von Grauem und Weißen Burgunder.

Ich merkte Gregorij an, dass er mir Neuigkeiten mitteilen wollte, bevor seine Zunge noch schwerer wurde. Er wunderte sich nicht darüber, dass die Straßburger und ich auseinander gerissen worden waren. Er nahm inzwischen an, dass die Händler und ich den ganzen Weg über beschattet worden sind, schon seit Bremen und aus mehreren Gründen. Aus Straßburg konnte er berichten, dass es dort direkt an dem Flüsschen Ill neben der Rabenbrücke die Firma „Lovis & Patagonne, gegr. 1761“ gibt. Zum Gelände der Weinhandlung zähle ein großer Gebäudekomplex und ein eigener Schiffsanlegeplatz.

Die Firma sei angesehen und gelte als finanziell gesichert, allerdings hatte er bei mehreren Gesprächspartnern ein feines Lächeln bemerkt, während sie Gutes von diesen Weinhändlern berichteten, zum Beispiel, dass sie über ungewöhnlich weitreichende Geschäftsbeziehungen verfügen würden. Er sei nirgendwo auf einen Hinweis dafür gestoßen, dass von der Firma zusätzlich zum Wein auch Waffen verkauft werden. Wenn er sich selbst nicht so genau erinnern würde und ohne die ungewöhnlichen Ereignisse in Coblenz hätten wir keinen Grund, an der Harmlosigkeit der Herren zu zweifeln. „Aber“, fügte er hinzu, „diese Herren haben eine perfekte Tarnung und sie haben mehr als eine dunkle Seite, das steht für mich fest.“

Als ich mich noch nicht überzeugt zeigte, fügte Gregorij an: „Ich muss noch vom ‚Rhinozeros‘ berichten. Wussten Sie, dass sie große Hotels in Straßburg und in Paris, Lyon und Marseille besitzen?“ Ich verneinte verwundert.

Gregorij hatte sich das Straßburger „Rhinozeros“ von außen angesehen. Trotz der vornehmen Außenwirkung des Hotels hat ihn das von ihm während einer Viertelstunde beobachtete Kommen und Gehen irgendwie an ein Stundenhotel erinnert. Er hatte erst am späten Nachmittag des Vortages von diesem Hotel und den anderen Hotels der Partner Lovis & Patagonne erfahren und da war ihm zu wenig Zeit zur Observation geblieben.

Inzwischen war die Prinzessin zu uns gestoßen und Gregorij erzählte

beim Souper weiter. Einige Tage später erfuhren wir, dass auch die Hotels in den drei anderen Städten denselben Namen trugen. Als ich einen aus Paris kommenden Kurgast nach dem „Rhinozeros“ in Paris fragte, flüsterte er: „Aber, Monsieur, sind Sie sicher, dass ich im Beisein von Madame davon erzählen soll?“

Da bin ich wohl rot geworden und nicht nur aus Verlegenheit. Der Herr aus Paris versuchte, die Situation vor Mahajusha zu retten und sagte noch: „Sie haben vielleicht vor einigen Wochen in den Zeitungen gelesen, dass ein englischer Minister trotz seines diplomatischen Schutzes in Paris verhaftet worden ist, wegen irgendwelcher dunkler Waffengeschäfte. Das war im „Rhinozeros“; es ist eben keine ganz harmlose Adresse ...“

„Das war dann sicher eine schwierige diplomatische Situation“, warf die Prinzessin ein. „Ja, das denke ich auch“, sagte ich und ließ uns aus der dritten Flasche nachschenken. Gescheiteres fällt uns eben oft viel zu spät ein.

95. Mahajusha schenkt mir Flügel

In Baden-Baden wurde uns die Zeit nicht lang, auch, weil uns so viele interessante Leute auf der Promenade begegneten, die wir dann in den Salons und Restaurants wiedertrafen. Mit der überall auffallenden Schönheit an meiner Seite wurden wir ein freundlichst aufgenommener Teil der Kurgesellschaft. Mir lag nun gar nichts an der Verpflichtung, dauernd grüßend den Zylinder zu ziehen, aber es war keine schlechte Vorbereitung auf unsere Rolle in der Neuen Welt.

Das elegante Leben schien uns französisch geprägt zu sein; es soll hier auch erst mit dem Zuzug französischer Emigranten während der großen Revolution begonnen haben. Seither hat die Schwarzwaldstadt ein Flair, das auf Menschen aus der ganzen Welt anziehend wirkt, sogar auf den deutschen Adel. Nach meinen Beobachtungen sind hier viele Männer darauf gekommen, dass der Badische Wein eine herausragende Qualität hat und dass man leicht darauf verfallen kann, sich bis zum Ende seines Lebens mit den das Herz und die Freude am Leben stärkenden Weingenüssen der Winzer von Heidelberg bis zum Bodensee zu beschenken.

In diesem Wein baden – warum nicht auch untergehen?

Schon wegen dieser Weinerlebnisse wurde mir diese wohltuende Landschaft unvergesslich. Ich kann mir auch gut vorstellen, dass es ein wunderschöner Tod wäre, eines fernen Spätabends in einem badischen Weinsee zu ertrinken. Aber die an Spektakulärem reiche

Stadt hat noch mehr zu bieten. Besonders für Leute, die Lust, Zeit und die Mittel haben, sich in der Gesellschaft von Leuten mit ähnlichen Voraussetzungen und Interessen morgens in den Thermen zu entspannen und abends bei einem Spiel um Geld zu vergnügen, ist dies ein geeigneter Platz. Mahajusha erinnerte sich und mich an meine frühere Spielleidenschaft. Wir lachten jetzt darüber; ich noch nicht ganz so frei wie sie.

Aus einer verliebten Laune heraus kaufte ich ein größeres Geschäft an der Promenade, ließ es elegant herrichten und darin Parfüme und allerlei Luxus-Zeugs verkaufen, was durchaus entbehrlich ist, aber von vielen Kurgästen aus Langeweile und Neugier gekauft wird, vor allem, wenn dafür wirksam geworben wird.

In einem französischen Gast fanden wir einen vermutlich tüchtigen Organisator, der in mehreren Welt- und Kurstädten ähnliche Geschäfte für uns einrichten sollte. Wir nannten die einzelnen Duftwaren und diese Edelläden „Prinzessin von Persien“. Ich hätte nie für möglich gehalten, dass etwas so schnell populär werden konnte. Wir haben versuchsweise immer fast die Hälfte der Einrichtungskosten für Werbung ausgegeben; das schien sich zu lohnen.

Mahajusha hatte Freude an Duftmischungen. Mir schenkte sie ein herbes Rasierwasser und nannte es „Baron Münchhausen“. Auch andere, vielfach sogar Frauen, fanden den Duft anregend; wir boten es an und erlebten, dass die erste Herstellungs-Serie in zwei Tagen verkauft war. Die Prinzessin hat noch manchen Duft erfunden und wir hatten großen Spaß bei der jeweiligen Namensgebung. Auf Anhieb hatten wir einen überwältigenden Erfolg, der sich noch steigerte, seit wir — nach der Einrichtung von entsprechenden Firmen-Anschriften — unter anderem die für jede Werbung Zauber-Orte „Paris“, Rom und „London“ aufdrucken konnten.

Ich hatte Mahajusha unterwegs von den Weinhändlern erzählt, aber ihre Namen noch nicht erwähnt. Sie zeigte wenig Interesse und fand die weitere Entwicklung nach meinem Eindruck nicht spannend. In Gedanken war sie wohl schon oft in Amerika.

Eines Abends saßen wir an einem Spieltisch. Ich versuchte mich von meiner auf monatelangen Seereisen angewöhnten Spielfreude zu lösen — sie hatte mich ja genug gekostet und nicht wenige Skipper sind durch mein Spielpech wohlhabende Leute geworden. Rothschild hatte wahrscheinlich etwas darüber erfahren und mir deshalb ins Gewissen zu reden versucht.

Die Prinzessin hatte Freude am Spiel und ich ließ sie setzen, was und wo sie wollte, nachdem mein Rat ihr mehrfach kein Glück gebracht hatte. Als ich einmal aufschaute, standen uns die Herren

Lovis und Patagonne gegenüber und verbeugten sich lächelnd. Mahajusha sah auch kurz auf und sagte leichthin: „Sieh, da sind ja Deine Weinfreunde angekommen.“

Die Herren machten mir Zeichen, dass wir uns nicht stören lassen sollten; sie zogen sich etwas zurück und ich bemerkte, dass sie auch in dem französischen General le Borget, mit dem wir kürzlich diniert hatten, einen alten Bekannten wieder trafen. Alle sahen einmal zu uns herüber und da begann etwas in mir zu arbeiten, aber ich sah noch keine plausible Lösung. Mahajusha gewann auch dieses Spiel. Sie sah zauberhaft aus. Als wir aufstanden, hatte sie gerötete Wangen; sie hing sich in meinen Arm und sagte gutgelaunt: „Komm, begrüßen wir Lovis und Patagonne.“

„Du kennst sie schon länger?“ „Persönlich erst seit vorgestern. Sie haben einiges für uns erledigt.“ „Für Euch? Die beiden sind doch auch vielleicht auch Waffenhändler!“ „Sind Sie das wirklich? Ich weiß nur, dass sie vielseitig sind, Liebster, und Baron Rothschild hält sie für gut einschätzbare Partner.“

Wir saßen an diesem Abend bei einem exquisiten Essen zusammen; auch Gregorij gesellte sich dazu. Ich hatte einen Rehrücken noch sie so abgehoben „lieb“ erlebt — Ihr wisst, dass meine höchste Qualitätsstufe „das war ein liebes Tier“ ist. Für den herrlichen Rotwein, den wir bewundernd genossen, fiel mir nur der Namen einer zauberhaften griechischen Göttin ein, freilich erst nach dem dritten Glas: Hekate.

Lasst mich an dieser Stelle etwas abschweifen: Ihr wisst, dass ich gerne träume. Ich habe seit Jahren die Gewohnheit, meine Träume anzuträumen, noch im Bewusstsein. Einer meiner Lieblingsträume beginnt in einem uralten Weinkeller, in dem unerschöpfbare Fässer lagern. Auf der einen Seite stehen Rotweine. Alle haben goldene Schildchen, auf denen stehen die Namen Artemis, Aphrodite, Pallas Athene, Hera, Medea, Rhea Kybele – und auf der Seite der Weißweine Apollo, Hermes, Zeus, Poseidon, Pan und, ja, staunt: Thanatos. Weil es ein endlos großer Weinkeller ist, stehen da noch Hunderte Fässer mit anderen Namen, die mich nur ausnahmsweise mal neugierig machen. Und weil im Traum alles möglich ist, steht auf einem Fass schon mal „Sappho“ und „Rose Marie“. Neben der wunderbaren Dichterin denke ich liebend an meine allererste Herzenskönigin, die damals dreijährige Rose Marie, der ich im richtigen Leben nie wieder begegnet bin. Meistens bleibe ich bei zwei Sorten, wunderbar lange, und das Herrlichste ist, dass die Namensträger nach einiger Zechzeit aus dem Dunkel hervortreten, mit mir trinken und manchmal einiges aus der Götter- oder der Traumwelt ausplaudern. Diese Abschweifung ist einen tiefen Schluck wert, Freunde!

Die Herren aus Straßburg erinnerten sich gern an ihre Begegnungen mit Gregorij in Paris und fragten ihn, ob er nicht Lust hätte, an seine früheren Verbindungen zu vielen ausländischen Persönlichkeiten anzuknüpfen; sie wüssten ein lohnendes Aufgabenfeld im kommenden Erdölgeschäft ... Gregorij bekam glänzende Augen. Ihre Schwierigkeiten mit der Coblenzer Polizei spielten die Herren herunter, meinten aber lachend, dass ihre Reise womöglich wegen der nie auszuschließenden Explosionsgefahr bei den zur Werbung mitgeführten Champagnerflaschen behördlich verfolgt wurde.

Mahajusha wurde von den Herren ehrerbietig hofiert. Ich fand die ganze Geschichte plötzlich nicht mehr an oder gar aufregend; ich hatte Wichtigeres vor mir. Mahajusha war es, die den Herren von unserer bevorstehenden Reise erzählte. Wir erfuhren dann, dass die Weinhandlung seit Jahren in Philadelphia eine Tochterfirma hat und in amerikanischen Städten weitere Filialen plant.

Ich fragte, ob die Amerikaner denn tatsächlich genügend Wein trinken und erhielt mit einem geheimnisvollen Lächeln die Antwort: „Nein, mit dem Weinverkauf könnten wir uns dort nicht halten, fast stärker aber mit Champagner. Doch unsere Geschäfte drüben bieten vom Salz für die Suppe bis zur Hundehütte vieles von dem an, was man so im Alltag braucht.“

Haben Amerikaner einen Waffenfimmel?

Ich wollte mir nicht verkneifen, zu fragen: „Auch Gewehre?“ „Selbstverständlich!“, sagte Herr Lovis zu meiner Überraschung. „Alle Amerikaner haben ein starkes und für uns wenig begreifbares Sicherheitsbedürfnis — die Regierungen und die Bürger sind merkwürdig stolz auf ihre zahlreichen Waffen. Wir haben gerade von deutschen Politikern unerwartete Unterstützung erfahren. Einige fanden, „dann sollen die Amerikaner wenigstens deutsche Waffen kaufen“. In Amerika dürfen wir nicht in gewohnten Bahnen denken. Sie werden sehen, man kann dort mit fast allem sein Glück machen ...“

Die Prinzessin warf ein, dass wir auch mitschuldig werden könnten, wenn die wachsende Waffenleidenschaft den Charakter eines Volkes verändern würde. Diese Möglichkeit wurde von den Straßburgern mit dem Hinweis auf die europäisch gemischte Zusammensetzung der amerikanischen Bevölkerung kleingeredet; sie sahen darin einen stabilisierenden, beruhigenden Faktor, ich nicht. Ich fühlte mich Mahajusha innigst verbunden; ihre besorgte Frage fand ich überzeugender als die raschen Antworten der Kaufleute. Es hat die Diskussion belebt, dass ich diesen Eindruck ausgesprochen habe.

Die Herren versicherten uns, dass sie an der Festigung unserer Beziehung interessiert seien. Mahajusha nickte, als wäre das eine

selbstverständliche Folge. Ich war unsicherer und reservierter und fragte mich den ganzen Abend, ob die beiden auch Geschäftspartner von Rothschild sind. Aber das würde ich wohl bald erfahren. Ich war auch verwirrt wegen der jetzt bereits erkennbar gewordenen Einbindung der Prinzessin in größere, mir bis dahin unklare Zusammenhänge. Ich musste mich noch daran gewöhnen, dass sie selbständig handelte.

Hatte die Katholische Kirche nicht erst kürzlich zugegeben, dass die Frauen überhaupt eine Seele haben? Dass Mahajusha ungewöhnliche Gaben hatte, war ja auch mir schon vor Jahren aufgegangen, aber neu und überhaupt nicht unangenehm war mir die Erkenntnis, dass wir jetzt mindestens gleichberechtigt waren.

96. Poetisches Duett mit fernöstlicher Lyrik

Bei einer abendlichen Geselligkeit hatte auch meine Prinzessin erlebt, dass der Badische Wein unsere Beweglichkeit beeinflusst, besonders die unserer Zungen. Auf die respektvolle Frage des Kurdirktors, für welche kulturelle Mitwirkung man Ihre Hoheit gewinnen könne, antwortete sie viel zu schnell und ohne mich zu fragen: „Nun, wir könnten Chinesische und Japanische Lyrik rezitieren. So wie unlängst in einer lauschigen Nacht – für uns. Und eigentlich ...“

Mit heftigen Gesten konnte ich Mahajusha davon abhalten, auch noch mich als Chansonnier ins Spiel zu bringen. Für die dazu notwendigen Einstudierungen mit der Prinzessin als mitsummende Begleitstimme war mir die Zeit zu schade. Die andere Kunst war nicht mehr aufzuhalten. Der Kurdirektor hatte seine Chance sofort erkannt, die Andeutung erhärtet und schon am nächsten Tag erstaunte ein Plakat die Kurgäste:

*Der hier weilende Baron Münchhausen stellt im Kursaal
seine Übertragungen japanischer und chinesischer Lyrik vor -
und rezitiert die Verse zusammen mit Ihrer Hoheit,
der Prinzessin Mahajusha -
Samstag und Sonntag 21 Uhr.*

Unsere Auftritte kann ich für Euch nur nachstellen und leider nur als Solist. Es sind meine Übertragungen und zum Teil auch meine Nachdichtungen der fernöstlichen Gedichte. Die Auswahl beschränkt sich auf Liebe und Tod. Wir lasen die Verse besonders langsam und machten zwischen ihnen kleine Pausen – zum Nachbedenken.

Unseren Anteil an dem angemessenen hohen Eintrittspreis stifteten wir übrigens für einen „Ball der Helfer“, der vielen dienstbaren Geister in den Hotels und in den Bädern.

Aufschrift auf einer Koto-Zither in der Buddhahalle des „Klosters am Flußbett“ in Kawara-dera: **Im Meer des Lebens, / und auch im Meer des Sterbens / müde geworden, / sucht meine Seele den Berg, / an dem jede Flut verebbt.**

Unbekannter Dichter: **Hach, Pflaumenblüten! / Ostwind weht mir den Duft zu. / Der Frühling ist da – / und mein Liebster versprach doch, / zur Blüte bei mir zu sein.**

Saigyō Hoshi, Dichter, zuletzt Mönch (1118-1190) Acht Gedichte:

Zu gern wäre ich / ganz weit weg in den Bergen, / mit meinem Kummer / allein und unauffindbar / für alle, die mich suchen.

Dort, wo der Waldbach/meinen Weg überschwemmte, /blieb ich eine Weile/im Schatten der Weiden/nachsinnend und lauschend stehn.

Warum gibt es hier / in der Abgeschiedenheit / keinen anderen, / mit dem ich die Einsamkeit / irgendwie teilen könnte!“

Ach, schöner Kirschbaum, / wären doch deine Blüten / unsichtbar für die / Leute, die dich bewundernd / mir die Aussicht versperren.

Weil ich die Blüten / wieder so in mein Herz schloss, / schmerzt mich ihr Fallen / jetzt wie ein Abschiednehmen – / vielleicht sogar für immer.

„Beim Anblick des Monds / denken wir aneinander!“ / Wie viele werden / in dieser Silbermondnacht / auch schmerzlich enttäuscht weinen.

Seit ich weiß, / dass unsere Wirklichkeit / gar nicht wirklich ist, / glaube ich nicht mehr, / dass Träume nur Träume sind.

Ein früher Manyōshū-Dichter: **Mein Perlenvorhang, / Liebster, steht dir heut offen, / komm unbesorgt nur herein. / Wenn Mutter aufwacht, / ruf ich ihr zu: Schlaf weiter, / das war nur wieder der Wind.**

Am Großen Gottesschrein in Ise: **Es bleibt mir dunkel, / welche Kraft ich hier spüre, / doch ich öffne in Ehrfurcht, / und sie dankbar anbetend / mein Heimat suchendes Herz.**

Altjapanisch: Mir enteilen die Jahre; / ich muss mich bescheiden,
/ doch die Freude an Blumen / übertönt meine Sorgen.

Sugawara Michizane (9. Jahrh.): Auf dem Weg in die Verbannung:
Mein Baum, lieber Freund, / lebe wohl und vergiss nicht / im
Frühlingsostwind / deinen Duft durchs Land zu wehn – / warte
lieber nicht auf mich.

Fujiwara Toshinari (1114-1204): Ende des Jahres: **Fast jeden
Morgen / bedrückte mich die Frage: / „Könnte dieser Tag /
mein Ende sein?“ / Und wieder / hab ich ein Jahr überlebt.**

Dsi-Yä, Volkssängerin, 4./5. Jahrh.: Drei Lieder:

Frühlingsmorgen: Am offenen Fenster / steht die eben Erwachte /
und ihre Gedanken fliegen / weit ins Land. / Was tust du? schilt sie
/den Frühlingswind - / ein Luftzug öffnete ihr / Seidengewand.

Erkenntnis: Ich wollte es nicht wahrhaben, /wenn sie sagten: /„Dein
Liebster geht fremd.“ /Doch der mich in der Frühe verließ, /war mir
sehr fremd geworden.

Die verliebte Weberin: Sie fühlten sich schnell /wie lang Vertraute. /
Aber als sich alle Fäden / verwirrten und ihr Rahmen zerbrach, / er-
kannte sie immer noch nicht, /dass das Webstück /mislungen war.

Fan Yün (451-503): **Abschied:** Jenseits der Mauern von Lo-yang /
wechselt Kommen schnell / mit Abschiednehmen. // Als ich fort-
ging, / flogen die Flocken wie Blüten. / Jetzt, wo ich komme, /
wirbeln die Blüten wie Schnee.

Liu Yü-shi (772-842) Neulich, als ich/unter Blütenzweigen saß / und
trinkend / die Sorgen des Tages vergaß, / war mir, als höhnten / die
Blüten mir ins Gesicht: /Für dich, trunkener Alter, / blühen wir nicht.

Wang We, Dichter und Maler (699-759): **Am Schönen See:**
Musik begleitete uns / gestern bis zum See. / Ich brachte meinen
Freund / zu seinem Boot. // Wir schauten leichthin plaudernd zu
den Bergen. / Da war der Nebel schon / sehr hoch gestiegen.

Liu Dsung-yüan (773-819) **Heimweh:** Ich träume oft vom alten
Garten in Tsin. / Frühling, du kommst doch, / wenn du nordwärts
ziehst, dort vorbei: / nimm ihn mit, meinen Traum, / bring ihn heim.

Kaiser Wu-di von Han (156-87): Auf dem Fluss: Der Herbstwind
treibt die weißen Wolken fort. / Alle Gräser sind welk, die Bäume
wurden arm. / Die Wildgänse fliehen nach Süden. / Orchideen-Duft
und Blumengestecke / erinnern mich schmerzhaft an dich. // Ich bin

mit meinen Schiffen auf dem Fen-Fluss; / alle feiern und lachen
und singen - / und verschlimmern meine Einsamkeit. / Das Alter
holte mich ein. / Lebt wohl, ihr ver

hter: Wenn Gräser und Blätter / welken und vergehen, / halten
sich Knospen und Triebe schon bereit. // Sie müssen noch einige
Kälte ertragen, / aber nach den letzten Win-terstürmen / kommt
zuverlässig der Frühling. // Sie kennen das Urgeheimnis /vom
Leben und Vergehen. / Wir müssen es lernen.

Wir hatten an beiden Abenden einen unwahrscheinlichen Erfolg und bekamen eine Menge Einladungen zu weiteren Lesungen – eine sogar nach Copenhagen. Bei einem sehr beschwingten Abendessen mussten wir zwischen den Gängen einige Verse wiederholen. Danach wurden wir in den Ballsaal gedrängt. Das Kurorchester wurde offenbar bestochen: Es gab für eine Stunde die Regelung „Damenwahl“. Die Prinzessin amüsierte sich sehr über meine Tanzkünste, weniger über die nicht wenigen Damen, die mich aufforderten. Sie selbst machte mir Angst, weil sie, wie ich fand, von einem Arm in den nächsten flog. Wir mussten in der Nacht einander wieder versichern, dass uns nichts auseinander bringen kann.

Kurz vor unserer Abreise hatte ich ein Gespräch mit dem Geheimrat Cotta, dem das vortreffliche Hotel gehörte. Er schien mir von den Begleitumständen seiner Bücher und Zeitungsgeschäfte ermüdet zu sein. Jedenfalls zeigte er sich gar nicht aufgeschlossen für meinen Einfall, solche komfortablen Hotels in mehreren großen Städten einzurichten, auch in der Neuen Welt.

„Lieber Baron Münchhausen“, sagte Cotta, „für mich hat das keinen Reiz mehr. Versuchen Sie es doch — zusammen mit diesem fraulichen Kleinod, das Ihnen so innig verbunden zu sein scheint.“

Holt mich meine Vergangenheit ein – und welche?

Cotta machte dann noch eine Bemerkung, die mich elektrisierte: „Hoffentlich bleiben Sie in Amerika unbehelligt von den Leuten, die hier hinter Ihnen herschnüffeln.“

Als ich ihn erstaunt ansah, sagte er noch: „Es wimmelt hier leider von Spionen und Zuträgern. Es ist Ihnen doch bekannt, dass die Franzosen ein hohes Kopfgeld auf Sie ausgesetzt haben?“

Ich fiel aus allen Wolken: „Das ist unmöglich! Warum denn auch?“

„Nun, lieber Freund, wir alle hier wissen doch, dass Sie der französischen Regierung als Geheimnisträger gelten. Sind das wirklich Neuigkeiten für Sie?“

Ich schwieg betroffen. An die Möglichkeit, dass mich alte Geschich-

ten einmal einholen könnten, hatte ich nicht im Traum gedacht. Ich war längst „außer Dienst“ und zudem offiziell und ehrenvoll verabschiedet worden.

„Das ist doch einleuchtend“, meinte auch Gregorij, als ich ihm von meiner Jahrzehnte zurückliegenden Tätigkeit für den französischen Hof berichtete. Er verstärkte meine Bestürzung: „Klar, für die Regierung bleiben Sie ein risikobereiter Mitwisser. Alle diese kleinen Abenteuer unterwegs haben vielleicht nicht den Weinhändlern gegolten, sondern Ihnen. War übrigens der Abschied der Straßburger heute früh nicht überstürzt?“

Ich wusste nichts von ihrer Abreise, aber ich sah jetzt einiges in anderem Licht und war ziemlich aufgeregt. Jetzt hielt es mich auch nicht länger in dem bisher so angenehmen Weltbad. Mahajusha sah mit Sorge, dass ich meine Pistole jetzt immer bei mir trug. Mit Gregorij und Mahajusha vereinbarte ich eine diskrete Abreise für den kommenden späten Abend. Wir machten noch gemeinsame Ausflüge in die Umgebung und nahmen alle folgenden Mahlzeiten zusammen ein. Trotz meiner jetzt aufgekommenen Sorgen genoss ich jede Stunde des Zusammenseins mit meiner Prinzessin.

„Du hast doch schon so viele Prinzessinnen näher kennengelernt, viele mehr als mir lieb ist“, neckte mich Mahajusha, als sie wieder einmal ein Damespiel gewonnen hatte. Ja, zugegeben, das war schon denkwürdig in meinem Leben, aber dahinter stand keine Geltungssucht; es hatte sich halt so ergeben. Mahajusha hatte mich in wenigen Wochen verjüngt. Ich war voller Pläne und sah wirklich viele lohnende Möglichkeiten für uns beide mit und neben der neuen Aufgabe. Die mir wichtigste und beglückendste Erkenntnis war aber, dass mein ruheloses Herz bei Mahajusha endlich zur Ruhe kommen wollte. Wir wollten einander ein Heimathafen sein. Das mag manchen sentimental klingen, aber fragt Euch zurückerinnernd: Können Liebende sich Schöneres und Wichtigeres vornehmen? Lasst uns andächtig auf die Liebe trinken, Freunde, dies ist ein kostbarer Badischer Spätburgunder, den meines Wissens sonst nur Fürsten und Kardinäle trinken. Fühlt Euch wenigstens wie Fürsten!

97. Tiefschläge aus heiterem Himmel

Nun, es gab noch ein Ereignis, das vieles veränderte. Ich finde, dass es andere Leute eigentlich nichts angeht, aber weil Ihr so viel Gegenteiliges von mir gehört habt, will ich auch dieses nicht verschweigen:

Es war zwei Tage vor unserer Abreise nach Marseille.

Die Liebe am Morgen, vor oder nach dem Frühstück, war eine liebe Gewohnheit für mich, beglückenderweise auch für uns beide geworden. An diesem Morgen überraschte ich Mahajusha mit etwas Neuem. Ich musste nämlich improvisiert überspielen, was ich selbst zunächst nicht fassen und verstehen konnte, was Mahajusha natürlich sofort bemerkte, nicht nur an den Äußerlichkeiten.

Ahnt Ihr es? Ja, Ulrike und Stephan, mit dem gewohnten Lustbereiten war es offenbar vorbei. Über Nacht, war die sowieso manche erstauende Kraft von mir, aus mir herausgenommen worden — und das lange vor dem Greisenalter, in dem das nicht ungewöhnlich sein soll. Meine erste Sorge war: Wie wird Mahajusha das Unerwartete aufnehmen? Wird sie damit leben können? Ich brachte es nicht über mich, diesen schlaffen Zustand anzusprechen; Mahajusha tat es. Sie nahm mich in die Arme wie immer, küsste meine Tränen fort und zeigte mir ohne Worte ihre unveränderte Liebe. Später las sie mir ein Gedicht des Dichters Heinrich Heine vor, dessen Liederbüchlein sie schon länger zusammen mit dem Koran und mit einem Bändchen mit persischen und arabischen Poemen unter dem Kopfkissen liegen hatte und aus denen sie mir einiges übersetzt hat:

Herz, mein Herz, sei nicht beklommen,/ Und ertrage dein Geschick,/ Neuer Frühling gibt zurück,/ Was der Winter dir genommen.// Und wie viel ist dir geblieben! /Und wie schön ist noch die Welt! / Und, mein Herz, was dir gefällt, / Alles, alles darfst du lieben!

„Heine hatte doch andere Probleme?“, fragte ich sie. „Ich weiß es nicht, aber Probleme mit der Liebe hatte er wohl häufig. Was ein Mensch im Kern ist, erkennt man selten in seinen besten Tagen und viel deutlicher in schwierigeren Zeiten. Und jetzt lass uns herausfinden, wie viel uns geblieben ist — schließlich unsere ganze Liebe und unsere Fantasie!“

Noch eine Lebensaufgabe mehr! Warum nicht? Mancher meiner Zeitgenossen wird mir diesen Zustand ja auch gönnen und ihn vielleicht einen gerechten „Ausgleich“ oder eine „Strafe“ nennen. Aber von wem nur? Strafe der Götter, die ihre Geschenke zurücknehmen wollten — hatten sie, die doch alles durchschauen konnten, mich etwa für würdiger gehalten? Andererseits: Was haben die Göttlichen im erotischen Taumel nicht selbst alles angestellt?

Mahajusha sagte nachts in meinen Armen: „Nimm es doch so: Dir ist etwas ungewöhnlich Schönes für eine vielleicht nur bestimmte Zeit geschenkt worden. Hättest Du denn das Ende wirklich lieber vorher gewusst? Und außerdem: Haben wir schon alle Möglichkeiten ausgeschöpft? Zum Beispiel soll eine Arznei aus Hornissensaft und der

Rinde eines südamerikanischen Baumes ermutigende Erfolge ...“

Also, liebe Freundinnen und Freunde, ich wollte Euch aus oft geschilderten Gründen diese Änderung in meinen Lebensbedingungen nicht vorenthalten. Ich wusste damals noch nicht, ob und wie sie mein Leben verändern würden. „Stolpern fördert“, wissen wir von Goethe und ich habe einige Male gesehen, wie Menschen einen unerwartbaren Wechsel in ihrem Leben gemeistert haben; warum nicht auch ich! Nach Amerika bin ich wie geplant gereist, und Mahajusha blieb eng an meiner Seite. Freilich, eine meiner vier goldenen Samenkapseln hatte ich noch bei mir — und auch ihr Inhalt erwies sich als noch wirksam ... Irgendwann werde ich Euch einmal mehr über die selbst erlebte Erfolgsgeschichte der medizinischen Wunder und ihrer inzwischen höchst vorzeigbaren Folgen berichten — eine Kapsel habe ich vergessen zu erwähnen; Ihr werdet aber wohl herausfinden, wem ich sie betont liebevoll und absolut unvermeidbar verehrt habe.

Doch noch ein wunderbares Ende unserer Liebe

Zunächst überraschte mich Mahajusha gegen Ende unserer langen Seereise nach Amerika mit dem leisen Satz: „Du, ich weiß jetzt, dass ich gar nicht oder nicht nur wenig seekrank war. Es gibt einen viel aufregenderen Grund für meine Übelkeit ...“ Diesen Grund erratet Ihr wohl. Seid, wie ich es am Ende war, darauf gefasst, dass ich zusammen mit dieser Frau in der Neuen Welt noch einige sehr erzählenswerte Geschichten erlebt habe — und wen ich dort unvermutbar wiedergetroffen habe; die Reisenden in dieser Welt fühlen sich nämlich wirklich manchmal wie in einem Dorf. Ich verrate vorerst nicht mehr als dieses: Ich werde Euch, wenn mir noch Zeit bleibt, das Spannendste wahrheitsgetreu und ungeschönt berichten — wie Ihr es von mir gewohnt seid.

Neulich erinnerte ich mich auf einem Spaziergang, dass ich als Jüngling auf einem meiner Lieblingsplätze, einem abgebrochenem Baumstamm auf dem Eckberg, der Weser und der Landschaft ringsum pathetisch versprochen habe: „Wohin mich das Leben auch treiben wird, hierher werde ich immer wieder zurückkommen.“

Manche von Euch werden Ähnliches gespürt haben. Ich fand es übrigens auch in der altchinesischen Weisheit des Laotse wieder: „Die es fortzog, wollen zum Vertrauten zurückkehren und in der Heimat sterben.“

Deubel auch! Soweit ist es noch lange nicht! Ich muss jetzt bald wieder an meine Arbeit und werde erst in ein paar Jahren ins Weserbergland zurückkommen, wahrscheinlich immer noch nicht

zum Sterben. Ich kann Euch vorher noch einiges schildern, was ich vielleicht für manchen zu knapp berichtet habe.

Und jetzt singe ich, weil Ihr mich so gedrängt habt, noch einige französische und deutsche Lieder. Reicht mir bitte das rechte der drei hinter Euch hängenden Instrumente herüber. Und Maria und Evelin bitte ich, meine Stimme mit ihrer wunderbaren Einfühlungskraft zu umrahmen.

98. Spätes Wiedersehen in Göttingen

Vor einigen Monaten hat es mich an die Weser Heimgekehrten auch wieder in die Stadt Göttingen gezogen. Ich habe alte Freunde wiedergefunden, der schon stattlichen Universitätssammlung einige exotische Mitbringsel geschenkt und in der großartigen Bibliothek einiges nachgeschlagen und notiert. Ich habe mich von einem Kollegen vorsichtshalber mal wieder gründlich untersuchen lassen und einige mir von früher bekannte Wein- und Gaststuben wieder besucht. In einer Konditorei habe ich wunderbare Torten verzückt auf der Zunge zergehen lassen. Stunden später traf ich in der Nähe des Marktes in einem Restaurant Gabi wieder, meine Gabi aus Holzminden.

Ich war mit zwei alten Gefährten in der Schänke; wir hatten Durst auf Bier und ich ließ mir von dem Schankmädchen etwas Schmackhaftes empfehlen. Sie zählte auf: „Ich kann Ihnen einen Kaninchenbraten bringen, oder ein Täubchen oder einen Hecht aus der Leine.“

Aus meiner fabelhaften Studentenzeit wusste ich, dass die Kaninchen die viel gejagte Plage der Bürgergärten waren und billig an die Gasthäuser abgegeben wurden und dass die „Täubchen“ oft die Opfer der Turmfalken aus dem Jacobi-Kirchturm geworden waren, manchmal eben auch Dohlen und junge Raben.

Als Vorspeise wünschte ich mir Schwarzbrot mit Butter und Göttinger Wurst; auf diesen Dreiklang hatte ich mich lange gefreut. Zum Bier schien mir der Hecht zu passen. Aber mit meiner Frage, wie die Köchin ihn zubereiten würde, hatte ich das Mädchen überfordert; sie wandte sich an die Frau mit den rosigen Wangen, die das Bier zapfte. In diesem Augenblick trafen sich unsere Blicke und wir erkannten uns. Es war wie im Traum; ich stand auf, sah sie immerzu an und ging dann marionettenhaft staksig auf sie zu und sie kam mir ebenso langsam und schwebend entgegen, und dann breitete sie die Arme aus und ich stürzte zu ihr hin und wir umarmten und küssten uns lange und innig, übrigens zur besonderen Erheiterung der Gäste: Gabi, meine lustvolle Jugendliebe aus Holzminden!

Es wurde ein lustiger Abend für alle Gäste, mir war spendabel zumute; der Hecht schmeckte mir und ich nahm, nachdem Gabi mir „bleib doch hier!“ zugeflüstert hatte, in ihrem Gasthaus ein Zimmer, obwohl ich mich schon anderswo eingemietet hatte. Sie hatte noch in den Gasträumen „klar Schiff“ zu machen; ich streckte mich weinselig schon mal aus und schlief schon fest, als sie in meine Arme schlüpfte. Sie sagte mir, als ich erwachte: „Du hast mich umarmt wie ein schlafendes Kind seine Puppe — ausgenommen eben; da schienst Du mich zu erkennen. So hatte ich Dich in Erinnerung und oft herbeigesehnt. Es ist einfach schön, mich an Dich zu schmiegen.“

Zweimal habe ich seither Gabi wieder besucht; es hat sich einiges zwischen uns verändert, Wertvolles ist dazugekommen. Gabi ist eine reife und mich ungemein fesselnde Frau geworden; wir haben beide etliche Frühlinge mehr gesehen. Sie hat mir den Kopf nachhaltig verdreht; ich bin nach langer Zeit wieder ein Briefeschreiber geworden, einer, der nächsten Donnerstag wieder nach Göttingen fahren will. Wenn alles gut geht, wird sie mich bald nach Amerika begleiten.

Heimkommen in Bodenwerder und Ankommen bei Gabi

Ihre Schwester Bärbel hat mich übrigens vor vierzehn Tagen mit ihrem Oberkirchenrat und vier jüngeren Kindern besucht. Das war ein ziemlich lautes und fröhliches Treffen.

Der Hecht vom ersten Abend war natürlich nicht aus der Leine, sondern aus den Fischteichen von Steertkotten jr., aber solche Feinheiten muss man ja vor Göttinger Gästen nicht unbedingt ausplaudern.

Lasst uns jetzt erst einmal den Tag mit einem guten Champagner beschließen, der, wie fast die ganze linke Regalseite in meinem Weinkeller, aus einer Lieferung meiner Straßburger Weinfreunde stammt! Ich danke Euch für eure Geduld und trinke auf Euer Wohl, aber trinkt vorher noch mit mir in dankbarer Erinnerung an all die wunderbaren Frauen, die ich und die wir in unserem Leben erleben durften! Glaubt mir: Geliebt hab ich sie alle – na ja, fast alle und weit überwiegend. Was wären wir ohne Frauen: Erbärmliche Wichte, stumpfsinnig, einsam und ohne bleibende Freude am Leben.

Danke für's Zuhören! Und Danke für Eure Freundschaft! Bitte keine Abschiedstränen – wir sehen uns irgendwann und irgendwie wieder!

Mein Koch gibt schon das Zeichen zum Abschiedsschmaus. Es gibt gebuzzelte Fasane. Kommt bitte alle mit hinüber ins Herrenhaus. Vorher aber noch ein Glas auf unsere Frauen!

Und das zweite auf das Leben, das uns doch so unwahrscheinlich reich beschenkt!

Gegeben zu Bodenwerder am 12. Mai

eines der schönsten

Jahre meines Lebens

Hieronymus Carl Friedrich von Münchhausen

Nachwort, das nach fast 230 Jahren manches erklärt:
Über den Baron Münchhausen, den Verleger und
mögliche Verfasser der Münchhausen-Geschichten.
Und über dieses Buch.

Dichtungen vieler Völker schildern Taten herausragender Helden, die oft völlig „unmögliche“ oder gruselige Erlebnisse haben und meist überleben. In der deutschen Literatur gibt es seit mindestens vierhundert Jahren erfundene, oft lustige und erkennbar stark übertriebene Geschichten. Sie erheiterten die Leser und Zuhörer und ließen sie manchmal auch wohligh erschauern. Viele Geschichten beschrieben Fabeltiere, gefährliche Jagden und Abenteuer in noch geheimnis-umwitterten Ländern.

Die Freiheit ist eine Kerkerblume, hatte Heinrich Heine erkannt. In Gefängnissen und im kriminellen Milieu ist seit Jahrtausenden und in sehr vielen Ländern zwangsläufig bis in unsere Tage hinein eine Menge Literatur entstanden; manche muss sehr gerühmt werden. Unter den Literaturgattungen haben utopische, fantastische und auf „Jenseitiges“ ausgerichtete Werke einen starken Anteil; das mag

auch ein Befreiungsversuch gewesen sein, jedenfalls eine Anstrengung, die Wirklichkeit zu überwinden.

Der Apostel Paulus gehört zu den Verfolgten, Gefangenen, Verbann-ten und Vertriebenen, auch Ovid, Miguel de Cervantes Saavedra, Martin Luther, Heinrich Heine (Exil), der nach England geflohene Rudolf Erich Raspe, Fjodor Dostojewski, der Marquis de Sade, Karl May, Rosa Luxemburg, Nazim Hikmet, Alexander I. Solschenizyn — und Hunderte von ihren Regierungen wegen ihrer nicht staatskonformen Haltung inhaftierte oder verbannte und mit Veröffentlichungsverboten gequälte Schriftsteller der Gegenwart - wie Liao Yiwu, Mamadali Mahmudow und Hanefi Avci.

In den Achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts haben deutsche Autoren die Literaturgattung „Münchhausiaden“ entwickelt. Statt an einer zeitlosen Sagengestalt haben sie diese Fabulierungen an einer noch lebenden, bekannten Person festgemacht - aus heutiger Sicht eine Unmöglichkeit, aber dafür kam man damals nicht ins Gefängnis; man blieb vor Strafverfolgung sicher, besonders wenn man unerkannt blieb.

Der „historische“ Münchhausen war Hieronymus Carl Friedrich von Münchhausen; er wurde am 11. Mai 1720 in Bodenwerder an der Weser geboren und ist dort 76-jährig am 22. Februar 1797 gestorben.

Nach mehreren Überlieferungen war der Baron Münchhausen bodenständiger, häuslicher und jedenfalls außermilitärisch weniger draufgängerisch, als es die ihm zugeschriebenen Geschichten vermuten lassen. Kriege sollen ihn mit Landschaften und Städten in Nordost, Ost- und Südosteuropa bekannt gemacht haben, wohl nicht nur auf erfreuliche Weise, denn er soll nach vier Jünglingsjahren als herzoglicher Page seinem Herrn nach Russland gefolgt und dreizehn Jahre lang Soldat gewesen sein, also einer, der schießen und selbst in Deckung gehen musste.

Nach erhaltenen Unterlagen hatte er bereits als 30-jähriger Rittmeister in russischen Diensten seinen Abschied genommen und auf eine weitere Offiziers-Karriere verzichtet, vorgeblich aus Erbschaftsgründen und um seinen Besitz zu sichern — weitere Gründe sind nicht überliefert.

Welche Abenteuer hat er wirklich erlebt, welche hat er, vom Wein und von seiner davonfliegenden Fantasie beflügelt, damals erzählt?

Vielleicht hat er seine ungewöhnlich frühe Pensionierung und seine Heimkehr zusammen mit seiner aus Livland stammenden Frau Jacobine von Dunten später bereut. Er hat seine Frau nach einer jahrzehntelangen Ehe überlebt. Seine späte zweite Ehe als 73-Jähriger

mit einer sich ihm aufdrängenden, dreiundfünfzig Jahre jüngeren Frau führte ihn nicht in das ihm von ihr versprochene Paradies, eher ins Gegenteil.

Der Baron hat sich in seinen weitererzählten Tagträumen ausgemalt, welche Abenteuer und Amouren er in anderen, nicht nur in wirklichen Teilen der Welt verpasst haben könnte. Er hat sie zum Vergnügen seiner Zuhörer am Kamin in seinem Herrenhaus in Bodenwerder und in seiner anderthalbstöckigen „Gartengrotte“, gelegentlich auch in mehreren auswärtigen Gasthäusern beim Wein erzählt. Es ist vorstellbar, dass Zeugen dieser Abende das Gehörte weitererzählt haben und dass vieles dann wie im Spiel „stille Post“ nach einigen Erzählstationen eine andere Wendung genommen hat.

1781 und 1783 waren in der beliebten Unterhaltungsreihe „Vademecum für lustige Leute“ in Berlin geheimnisvoll angedeutet die ersten „Münchhausiaden“ erschienen; unzutreffend wurde behauptet, sie würden erzählt von einem „Herrn von M-h-s-n aus dem H-schen“.

Diese Lektüre inspirierte den 1775 nach einem leichtfertigen Eigentumsdelikt von Kassel nach England geflohenen vielseitigen Universalgelehrten Rudolf Erich Raspe (1736-1794) 1785 zur anonymen Herausgabe eines 49-Seiten-„Munchausen“-Büchleins. Er nannte es für die englischen Leser *„Baron Munchausen's Narrative of his marvellous Travels and Campaigns in Russia“*.

Raspe übernahm die meisten Geschichten aus dem Vademecum und fügte in rasch folgenden Auflagen stets neue Abenteuer, uralte Geschichten und neue britische Kriegsberichte hinzu.

Den Namen und den Wohnort des noch lebenden Barons Münchhausen hat der Geschichtspräsident und Hochfürstliche Rat Raspe (in englischer Schreibweise) vollständig genannt.

Wenige Monate nach dem Erscheinen von Raspes Werk auch im deutschen Buchhandel gab der Göttinger Verleger Johann Christian Dieterich (1722-1800), der zuvor schon für Raspe verlegerisch tätig gewesen war, unter Verschweigen seines Verlages, mit falscher Angabe des Druckortes und ohne Übersetzer, Bearbeiter und Erweiterer zu nennen, ein deutsches Münchhausen-Buch heraus.

Der Titel des Buches gab eine Aufklärung über seine Entstehung vor: *„Wunderbare Reisen zu Wasser und Lande, Feldzüge und lustige Abentheuer des Freyherrn von Münchhausen, wie er dieselben bey einer Flasche im Cirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Aus dem Englischen nach der neuesten Ausgabe übersetzt, hier und da erweitert und mit noch mehr Kupfern gezieret. London 1786.“*

In Dieterichs Göttinger Ausgabe wurden wie in der englischen Vorlage der volle Namen und der Wohnort des fast nebenan in Bodenwerder noch lebenden (!) Barons genannt. Die „Vorrede zur ersten Ausgabe“ von 1786 nennt ihn fälschlich als Verfasser: „Der Freyherr von Münchhausen zu Bodenwerder, ohnweit Hameln an der Weser, gehört zu dem edlen Geschlechte gleichen Namens, welches den deutschen Staaten des Königs von Großbritannien den verstorbenen Premierminister und mehrere andere vornehme Beamten geschenkt hat. ...und dann erzählt er irgend ein Geschichtchen von seinen Reisen, Feldzügen und schnurrigen Abentheuern in einem ihm ganz eigenthümlichen Tone...“

Zwei Jahre später (in der erweiterten 2.Auflage) war an dieser Stelle ohne Heimatortangabe zu lesen: „Vorrede des englischen Herausgebers: Der Freyherr von Münchhausen, dem diese Erzählungen größtenteils ihr Dasein zu danken haben, gehört zu einer der ersten adeligen Familien Deutschlands, die mehreren Provinzen dieses Reiches die würdigsten und berühmtesten Männer geschenkt hat.“ Danach stand in beiden Ausgaben vor den Geschichten: „Des Freyherrn von Münchhausen eigene Erzählung.“

Noch nicht zu belegen, aber denkbar ist es, dass Rudolf Erich Raspe bereits der anonym gebliebene Verfasser der Münchhausen-Geschichten im „Vade mecum“ war. Er hat sich auch nie als Verfasser seiner englischen „Munchausen“-Ausgaben zu erkennen gegeben.

Literaturwissenschaft und Lesepublikum gehen heute (nach über 226 Jahren) davon aus, dass der Verleger Dieterich dem verarmten Schöngest und herausragend begabtem Lyriker Gottfried August Bürger (1747—1794) den Auftrag gegeben hatte, Raspes Werk zu übersetzen, zu „bearbeiten“ und als inspirierende Vorlage für weitere erfundene „Münchhausen“-Geschichten zu verwenden.

Die Belege dafür sind dünn:

Johann Christian Dieterich hatte eine enge Beziehung zu dem fünf- undzwanzig Jahre jüngeren G. A. Bürger: Er war seit 1778 der Verleger von Bürgers beträchtliches Aufsehen erregenden Gedichten, einiger seiner wissenschaftlichen Schriften und des seit 1779 jährlich von Bürger zusammengestellten „Göttinger Musenalmanachs“. Zudem ließ er den unvergütet an der Universität lehrenden Privatdozenten kostengünstig und mit Vermietergeduld bei Mietschulden in seinem schon verwohnten Gartenhaus wohnen. Für einen literarischen Auftrag waren der Kontakt, das erwiesene Talent und die Arbeitsbereitschaft Bürgers gegeben.

Bürger war 1786 allerdings in den Augen von Freunden ein „gebrochener Mann“. Zu Beginn dieses Jahres, hatte er innerhalb von achtzehn Monaten den Tod von zwei Ehefrauen und von zwei Kindern verkraften müssen. Er war schwächlich geworden und wurde von Depressionen und körperlichen Leiden geplagt. Seine Lehrtätigkeit und seine publizistischen Verpflichtungen (wie die Herausgabe des angesehenen Musenalmanachs) konnte er nur mit großer Anstrengung durchhalten und er war (in seinen eigenen Worten) als 38-Jähriger bereits auf seinen Tod in den nächsten Monaten gefasst.

1788 hatte er, inzwischen Ehrendoktor der Universität, wesentlich mehr „Auftrieb“; (erst) im folgenden Jahr wurde er außerplanmäßiger Professor für Ästhetik — weiterhin ohne Gehalt.

Zwei Jahre nach seiner Scheidung mit ihren strapazierenden Folgen für ihn und seine Kinder starb er 1794 vereinsamt und „ausgezehrt“ mit sechsvierzig Jahren.

Bis 1798 galt der deutsche Übersetzer und der Verfasser der siebenzehn zusätzlichen Münchhausen-Geschichten, die etwa ein Drittel des von Raspe (unerlaubt?) übernommenen Stoffes ausmachen, als unbekannt.

Vier Jahre nach Gottfried August Bürgers Tod hatte der Göttinger Medizinprofessor Ludwig Christoph Althof (1758-1832) in einer bei Dieterich erschienenen biografischen Schrift über den elf Jahre jüngeren Dichter Bürger Angaben gemacht, die einige spätere Biografen bereits als gültigen Hinweis auf den heimlichen Autor des deutschen „Münchhausen-Buches werteten.

Der mit Bürger befreundete Althof gab in seiner Schrift „Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen G. A. Bürgers“ an, er sei (entgegen Bürgers eigener Darstellung) sein alleiniger Arzt gewesen und halte sich für eine Beschreibung des Menschen Bürger geeignet, ausdrücklich nicht aber für dichterische Besonderheiten und Einschätzungen: „wegen meines täglichen und sehr vertrauten Umgangs mit dem Dichter in den letzten zehn Jahren seines Lebens“, also seit 1784 (als Althof 26 und Bürger 37 Jahre alt waren). Althof schildert Bürgers Lebensereignisse in dessen letztem Jahrzehnt und erwähnt auch literarische Arbeiten des Dichters, **nicht** aber eine Arbeit an Münchhausen-Texten.

Am Schluss seines 150-Seiten-Buches steht ein „Verzeichnis von Bürger's Schriften“; anzunehmen ist eine Liste der in Bürgers Wohnung vorgefundenen Literatur. Unter „Veröffentlichungen ohne Nahmen“ führt Althof ohne Erläuterung ein (!) Exemplar des anonym erschienenen Münchhausen-Buches mit dem langen Titel auf. (Von anderen Schriften erwähnt er mehrere aufgefundene Exemplare.)

Auch beim Verleger Dieterich war es üblich, dass der Autor einige Exemplare in einer Sonderausstattung bekam. Das aufgefundene Buch war normal hergestellt.

Ist auszuschließen, dass andere Schriftsteller wie die beim Weingeplauder oft übermütigen und als unkonventionelle Satiriker bekannten Göttinger Professoren Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) und sein früherer Lehrer und Kollege Abraham Gotthelf Kästner (1719-1800) an der Entstehung der Geschichten mitgewirkt haben? Ignorabimus.

Bürger, Dieterich, Lichtenberg und Kästner könnten den erzählfreudigen Baron in Göttinger Weinstuben selbst erlebt oder Berichte über diese Ereignisse gehört oder gelesen haben; Münchhausens eigene Themen sind nur in Anekdoten überliefert. Bürgers Biografen ersetzen Prüfen und Wissen oft durch Fantasie und Übernahme vom Überkommenen.

Kästner und Lichtenberg könnten einige skurrile Ideen zu Dieterichs Buchprojekt beigesteuert und es damit ideell gefördert haben. Zu den originellsten Göttinger Erweiterungen gehören die Rettung aus dem Dreck am eigenen Zopf, der Ritt auf der Kanonenkugel — und die Geschichte vom tollwütigen Hund, die eine herausragende Vorgeschichte hat (s. S. 330f.)

Im April 1791 beklagte sich der Mieter Bürger in einem langen, wie er schreibt, von seiner jungen Frau beeinflussten Beschwerdebrief an seinen Hauswirt und befreundeten Verleger über schon mehrfach angemahnte Versäumnisse bei Hausreparaturen an Dielen, am Abtritt und am Holzstall und erwähnt aufrechnend im letzten Teil des langen Briefes: „ ... habe ich dir auch den Macbeth, den Münchhausen p. umsonst gegeben, und manche kleine Gefälligkeit erwiesen, die du einem fremden hättest bezahlen müssen. So wenig Werth ich auch in Ansehung meiner auf so etwas lege, so ist es dir doch gewiß nicht ohne hübschen Nutzen gewesen.“

Aus diesem einzigen Wort „Münchhausen“ in einem Jahrzehnte nach Bürgers Tod aufgefundenem Brief lässt sich eine Mitwirkung Bürgers am Münchhausenbuch ableiten, nicht aber die Art und der Umfang und nicht, dass er dessen einziger Gestalter war. Die Behauptung, er sei der „Erfinder“ des fiktiven Münchhausens, stimmt nicht: das war Raspe. Bürger kann nach bisher bekannten Belegen nur Mitwirkender und, wenn es bewiesen werden kann, als ergänzender Autor genannt werden.

Zweifel daran, dass Bürger der (alleinige) Verfasser war, entzündeten sich an diesen Umständen: Der Verleger Dieterich hat den werbewirksamen Namen des damals bereits weithin bekannten Autors in

beiden Ausgaben verschwiegen; er hat ihm kein Honorar und vermutlich keine größere Anzahl von — immerhin auch zur Werbung geeigneten — Frei-Exemplaren überlassen.

Gründe dafür könnten sein, dass er in seinen Ausgaben einige Schilderungen von weiteren Autoren hinzugefügt oder selbst verfasst hat, auch, dass der juristisch geschulte Bürger anonym bleiben wollte — um wie der ebenfalls die Anonymität wählende Auch-Jurist Raspe rechtlich nicht belangbar zu sein; das wäre auch bei den Professoren Lichtenberg und Kästner anzunehmen. Es könnten allerdings auch Zensur-Befürchtungen dahinter stehen. Alle hatten wohl auch Gründe, ihre Finanzsituation nicht bekannt werden zu lassen.

Es gibt zeitgenössische Schilderungen der Göttinger Gelehrten- und Bürgerwelt und der machtbewussten Einflussnahme der Kultusbehörde in Hannover. Lichtenberg war eine international angesehene Berühmtheit in Göttingen, er konnte sich einige (Narren-)Freiheiten, eine Liebesbeziehung zu einer 12-Jährigen und später manche ähnliche Affären leisten, musste aber „auf der Hut sein“; Gottfried August Bürger war wegen seines in der Stadt und Umgebung von Göttingen viel diskutierten früheren Dreiecksverhältnisses mit zwei Schwestern berüchtigt. Seine letzte Ehe mit dem jungen und vielseitig begabtem „Schwabenmädchen“ Elise litt unter seiner Eifersucht auf ihre von ihm unerwarteten gesellschaftlichen Erfolge bei den Akademikern, wurde aber von den (sämtlich viel älteren) Göttinger Professoren-Gattinnen so misstrauisch verfolgt und gebrandmarkt, dass sie sehr unromantisch scheiterte.

Lichtenbergs u.a. viele offene Kritiken und geistreiche Satiren enthaltenden „Sudelhefte“, die seinen Schriftsteller-Ruhm wesentlich verstärken, wurden erst lange nach seinem Tod veröffentlicht.

Der zeitlebens beruflich und finanziell nicht abgesicherte Gottfried August Bürger hatte noch mehr Gründe, keine weiteren Anlässe zu einer öffentlichen Kritik zu geben.

Aus heutiger Sicht war es nicht riskant, die Mitwirkung am Münchhausenbuch zuzugeben — außer in den Punkten Urheberrecht und Verunglimpfung des Papstes. Die wären aber leicht vermeidbar gewesen.

Mir fiel beim Recherchieren auf und ich lade ein, mitzubedenken:

- Bürger hat Angehörige des in England und in deutschen Ländern hoch angesehenen Münchhausen-Geschlechts mehrfach und verehrend angedichtet, so 1787 (zwischen beiden Auflagen, aber anzunehmen: mit längerer Vorbereitung) in seinem langen

„Gesang am Vorabend des fünfzigjährigen Jubelfestes der Georgia Augusta“:

Erwärmt von Gottes Segensflamme wuchs
Münchhausen, du Unsterblicher,
Wuchs deine Tochter schnell und hoch heran.

- Damit hat er den Minister Gerlach Adolf Freiherr von Münchhausen (1688—1770) gerühmt, den verdienstvollen und allseits geschätzten Kurator der Göttinger Universität, die Gottfried August Bürger bei diesem Jubiläum zu seiner jubelnden Freude zum Ehrendoktor ernannt hat. („Ironie“ der Literaturgeschichte: Nicht der Kurator Münchhausen ist unsterblich geworden, sondern der erfundene Münchhausen.)
- Auch einen jungen, in Göttingen stationierten Offizier aus der Familie von Münchhausen hat Bürger nach seiner Gewohnheit in mehreren Versen freundlich angedichtet.
- Der Verleger Dieterich hat (erst) auf Anregung des Königlichen Kurators von Münchhausen sein Buchhandelsgeschäft nach Göttingen verlegt und vom im Gründungsauftrag des Königs handelnden Minister 1765 das für ihn einträgliche Buchhandelsprivileg für Göttingen erhalten.
- Der Pfarrersohn Bürger zeigte seine Einstellung zu der politischen und religiösen Situation seiner Zeit sehr deutlich u.a. in einem damals unerhört mutigen Poem:

Für wen, du gutes deutsches Volk
Behängt man dich mit Waffen?
Für wen lässt du von Weib und Kind
Und Herd hinweg dich raffen?
Für Fürsten und für Adelsbrut,
Und für´s Geschmeiss der Pfaffen.

- Aber passt auch diese Haltung zu Bürger?: Die von Raspe übernommene Kunstfigur „Partisan“ (*hier: Reisebegleiter*), die Abenteuer Münchhausens kapitelweise weitererzählt und nicht klar vom angeblich selbst erzählenden Baron zu unterscheiden ist, behauptet — damit schließt die Ausgabe von 1786 (*zwei Jahre später steht dieser Abschnitt mitten im Buch der 2. Aufl.*), dass der vorige Papst Klemens XIV. einmal mit seiner von ihm selbst käuflich genannten Mutter geschlafen habe und dass er auf diesem Liebeslager gezeugt worden sei.

(Der gelehrte Papst Klemens XIV. (1705—1774) hatte die Jesuiten verboten; sein Tod im Folgejahr nährte Gerüchte über einen Zusammenhang.)

- Ist es plausibel, dass nach Raspe auch Bürger, anders als offenbar Dieterich, keine Skrupel hatte, dem als Zeitgenossen erlebtem Papst und auch dem noch lebendem Bodenwerderer Gutsherrn nicht nur harmlose aufschneiderische Geschichten anzuhängen? Warum haben die anderen evtl. Beteiligten sich von Dieterich so einengen lassen?

(Zwei mögliche Gründe: Lichtenberg hatte neben seiner Lebensgefährtin u. a. ein Verhältnis mit einer Magd Dieterichs; Bürger war hoch verschuldet und finanziell von Dieterich abhängig.)

- Dass ein ständig verschuldeter Autor auf ein Honorar für sein Mitwirken an einem nach seinen englischen „Vorbildern“ erwartbaren Erfolgsbuch verzichtet hat, ist zweifelhaft. Einleuchtender wäre es, wenn Bürger nur eine Teilarbeit, eine Mitwirkung an dem Buch geleistet hätte.
- Sollte der als Verfasser von Aufsehen erregenden lustvollen Gedichten berühmt gewordene Gottfried August Bürger darauf verzichtet haben, in von ihm erweiterbare und ohnehin anonym erscheinende Geschichten sinnenfrohe Abenteuer einzustreuen?
- Das Münchhausen-Buch bestätigt die in Aufschneider-Geschichten überraschende Behauptung: „Mit meinen Liebesabenteuern pflege ich nie groß zu tun“. Die Geschichten kennen keine Intimitäten. Die Lust gibt es nur als „Wollust des Sofas“. Liebe steht zweimal im Buch: Neben der Behauptung mit heruntergespielten „Liebesabenteuern“ das Bonmot: „Die Freuden der Liebe sind im Monde gänzlich unbekannt“.

„Kuss“ und „küssen“ kommen nicht vor. Der Satz mit den Liebesabenteuern als Kapitelschluss berichtet, dass der Baron Gast beim Sultan in Constantinopel war: „... und hatte die Ehre, seinen Harem zu sehen, wo seine Hoheit selbst mich hineinzuführen und so viele Damen, selbst die Weiber* nicht ausgenommen, anzubieten geruhten, als ich mir nur immer zu meinem Vergnügen auslesen wollte. Mit meinen Liebesabenteuern pflege ich nie großzutun, daher wünsche ich Ihnen, meine Herren, jetzt insgesamt eine angenehme Ruhe.“

*Übersetzungsfehler: Raspe schrieb „wives“

- Im Münchhausenbuch von 1788 werden nur drei deutsche Städte und nur indirekt erwähnt: „Freunde in Hamburg“, der „Herzog von Braunschweig“ und der „Bibliothekar Jagemann in Weimar“ *(der echte Zeitgenosse hat sich um die italienische Literatur verdient gemacht)*.

- Es gibt keine Hinweise auf Bodenwerder und dessen Umgebung, nicht auf den Harz, nicht auf die Weser oder andere deutsche Flüsse.
- Schriftsteller versetzen sich, wenn sie nicht Eigenes aus ihren Tiefen hervorholen, wie Schauspieler in die Rollen von Gestalten, die nichts mit ihnen selbst zu tun haben müssen (das trifft nebenbei auch auf mich bei diesem Buch zu). Ich halte Gottfried August Bürger für einen Pazifisten. Aber vom Militär versteht der ihm zugeschriebene Münchhausen am meisten; er verwendet einschlägige Begriffe in den 28.000 Worten des Buches (von 1788) auffallend oft:

Feldzüge (*dieses Wort ist auch Teil des Buchtitels*), Kriege, Siege, Schlachten, Eroberungen und Niederlagen werden zusammen 25-mal genannt, militärische Dienstgrade 41-mal, Gewehre und Flinten 24-mal, Kanonen, Geschütze und Lafetten 21-mal, Schuss, schießen und knallen 20-mal.

- Lichtenberg kannte den Weinplauderer Münchhausen – wenn nicht persönlich, dann aus Berichten von Zeitzeugen. Er nannte ihn den „windigen Münchhausen“ und erwähnte dessen erst im späteren (!) Münchhausenbuch stehende Behauptung, sein Überrock (und andere Kleidungsstücke) seien nach dem Biss eines tollwütigen Hundes ebenfalls tollwütig geworden.
- Die Geschichte dieser spaßigen Kontaminierung ist im Münchhausen-Buch nicht weiter ausgesponnen worden. Ihr Entstehungshintergrund könnte aber mehr sein als eine Fußnote:
- Lichtenberg notierte in seinem Sudelheft (Heft E, 44, geschrieben 1775-1776): „Trimalchio muss nicht vergessen werden, wie der Pretonische im Essen und Trinken war, so gibt es viele in ihren andern Verrichtungen und in ihrem Hausrat, oder wissen wenigstens das Zufällige so zu erklären, als wenn es ihre Absicht gewesen wäre, die sie dann weitläufig auszulegen wissen. Der windige Münchhausen z.E. bei Beschreibung seines Überrocks.“ (...)

Lichtenberg erwähnt hierbei die „Lügengeschichte“ des „windigen Münchhausen“ die sich zumindest in Göttingen offenbar bereits verbreitet hatte. Der erfundene „Göttinger“ Münchhausen gibt sie erst zehn Jahre später unter der Kapitelüberschrift „Sein Überrock wird toll“ wieder. Lichtenberg wusste offensichtlich mehr, hat aber nichts darüber hinterlassen (oder es ist noch nicht gefunden worden).

- Lichtenberg war wie Bürger Untermieter des Verlegers Dieterich, aber im selben Haus; Bürger wohnte im nahen, schlichten Gartenhaus. (Weil beide keine Hausbesitzer waren, galten diese Leuchten der Göttinger Gesellschaft nicht als Göttinger Bürger.)
- Lichtenberg hatte eine starke Beziehung zur Familie Dieterich. Man begegnete und besuchte sich täglich, aß auch öfter zusammen. Lichtenberg hielt bei seinen Reisen sehr häufigen brieflichen Freundschaftskontakt zu seinem Verlegerfreund. Er hat Dieterich mehrfach auf vielversprechende auswärtige Autoren hingewiesen, die ihm als Vielleser aufgefallen waren.
- Am 6. August 1786 hat Lichtenberg sich die englische Ausgabe des „Munchausen“ schriftlich in Hannover bestellt und sein Interesse erläutert: „Von den Munchhusianis ist in England, wie ich sehe, schon die 3.te Auflage erschienen.“ (Wusste er – oder Dieterich - bereits von den ersten Auflagen?)
- Wir wissen (noch) nicht, wie Dieterichs Plan zu einer deutschen Ausgabe entstanden ist. Es wäre Lichtenberg zuzutrauen, dass er selbst die Übersetzung des ihm seit Mitte August 1786 vorliegenden schmalen Bändchens übernommen hätte, sogar in wenigen Tagen — auch die Erweiterung um einige tolldreiste Geschichten. Vielleicht kannte er auch noch andere authentische Erzählungen des zeitgenössischen Weinplauderers.
- Ein Ereignis in Göttingen zeigt nach einer Anekdote Lichtenbergs Freude an deftigen und riskanten Streichen: 1777 wollte ein durchreisender Zauberkünstler die Leute mit verblüffenden Aktionen beeindrucken. Lichtenberg kündigte in einem Plakat, das vorgab, vom Illusionisten selbst zu stammen, an, die Wetterfahnen der beiden Stadtkirchen St. Johannis und St. Jacobi blitzschnell zu vertauschen. (Der Zauberer soll daraufhin aus der Stadt geflohen sein.)
- Variation: Lichtenberg hat den von ihm oft geförderten, fünf Jahre jüngeren Kollegen Bürger zu weiteren „Aufschneidergeschichten“ angeregt.
- Die Zeitspanne von rund sechs Wochen bis zum Erscheinen des Buches zu Michaelis 1786 wäre für Lichtenberg und Dieterich kein Problem gewesen.
- Lichtenberg hatte Dieterich 1775 in einem Brief aus London mitgeteilt, dass er Raspe getroffen und gesprochen hat. Er wusste, dass Raspe in Göttingen studiert hatte, früher Dieterichs Autor war und sich später zu einer angesehenen wissenschaftlichen Persönlichkeit entwickelt hatte. Dass für eine spätere Zusam-

menarbeit zwischen Raspe und Dieterich bisher keine Belege gefunden wurden, könnte den Grund haben, dass Anonymität beiden wichtig war.

- Lichtenberg beherrschte Englisch vortrefflich. G. A. Bürger hat in seiner anspruchsvollen Schulbildung in Halle keinen Englisch-Unterricht gehabt. Im damals auch zum englischen Königreich gehörenden Göttingen traf Bürger auf viele Sprachlehrer und Übersetzer aus dem Englischen. Es ist denkbar, dass er einige literarische Übersetzungen aus dem Englischen von Lohnübersetzern fertigen ließ und sie dann in ein anspruchsvolleres Deutsch übertragen hat.
- Aber: Lichtenberg hätte eine gute deutsche Fassung schneller als Bürger vorlegen können.
- Variation: Es gab gelegentlich eine Arbeitsgemeinschaft von Lichtenberg und Bürger bei kleinen literarischen Objekten; vielleicht auch an diesem Buch: um den damals niedergedrückten Kollegen zu stimulieren und um ihn einen schriftstellerischen Erfolg erleben zu lassen. Auch ein selbstloses Überlassen eigener Beiträge an Bürger oder direkt an Dieterich ist Lichtenberg wegen des engen kollegialen Verhältnisses zuzutrauen.
- Für Lichtenbergs Mitwirkung an den Münchhausen-Büchern spricht mehr als für den Dichter Bürger.
- Erst 1813, fünfundzwanzig Jahre nach dem letzten Göttinger Münchhausen-Buch und neunzehn Jahre nach Bürgers Tod, druckte Dieterichs Sohn und Verlegernachfolger erstmals und ohne eine erläuternde Erklärung den Namen „Gottfried August Bürger“ als Autor über den Buchtitel der 3. Auflage.

Vielleicht wusste Dieterichs Sohn mehr über ein Verlagsgeheimnis. Plausibel wäre auch die Überlegung, dass sich das Buch eines bekannten Autors leichter als ein anonymes verkauft, zumal inzwischen neben den europäischen Klassikern viele deutschsprachige Autoren den Buchmarkt belebten, u.a. von Armin und Brentano, Chamisso, Fichte, Goethe, J. und W. Grimm, Hegel, Herder, Hölderlin, von Humboldt, Kant, Kleist, Körner, Kotzebue, Novalis, J. Paul, Schelling, Schiller, A.W. u. F. Schlegel, Schleiermacher und Tieck. Dieterich jr. verlegte vor 1813 neben den Arbeiten früherer und aktueller Göttinger Wissenschaftler (alte) „Göttinger Taschen Calender“, den „Musen-Almanach“ und einige Gedichte von G. A. Bürger.

- Wahrscheinlich unbeabsichtigt: Wenn der erfundene Münchhausen im ausgehenden 18. Jahrhundert als Schwuler geschildert werden sollte, hätte man die Wahrheit über diesen persönlichen Hintergrund mit allen gestalterischen Mitteln verschweigen müssen – viel anders als in den „Wunderbaren Reisen“?
- Wir sind davon überzeugt, dass der Freiherr sich auf erfundene Geschichten verstand. Hat er nur seine Geschichten erfunden – oder könnte auch seine Geschichte erfunden sein?

Der (echte) Baron könnte eine geänderte Biografie mit einigen (beschaffbaren) „eindeutigen Belegen“ hinterlassen haben. Es wäre eine subtile Rache für die ihn verbitternden Manipulationen anderer (und ihrer Nachfahren), gegen die er sich mit normalen Mitteln nicht wehren konnte. Statt einer früh begonnenen und ungewöhnlich früh beendeten Offizierskarriere könnte er in Göttingen und in Heidelberg oder in Paris studiert und danach einige Länder bereist haben.

*(Wer sich zu seiner Zeit etwa in Göttingen als Student einschreiben ließ, musste den Beruf seines Vaters nennen, das Abschlusszeugnis eines Gymnasiums vorlegen oder dessen Fehlen dem einschreibenden Pedell überzeugend begründen. **Als Vetter des Kurators (!) wäre Münchhausen (auch, wenn er anonym bleiben wollte) besonders willkommen gewesen.** Nachprüfbar waren die Angaben und die Echtheit des Zeugnisses nicht. Alle Urkunden und Dokumente einschließlich der Briefe nach Hause aus der Ferne könnten echt und doch manipuliert sein.)*

Wir sollten dem Dichter Bürger den ihm nichts mehr bringenden Nachruhm gönnen, auch wenn es sachgerechter wäre, „G. A. Bürger und andere Göttinger Autoren“ oder nur „Göttinger Autoren“ als Verfasser zu nennen oder die Verfasserschaft wie vordem offen zu lassen. Wäre das aber ausreichend publikumswirksam und verkaufsfördernd? Wir machen auch bedeutendere Ereignisse als die überwiegend erfundenen Münchhausen-Plaudereien zu gern an einzelnen Personen fest.

Einige heutige Nachschlagewerke und mehrere Autoren gehen weiter und nennen den Baron Münchhausen aus Bodenwerder, der nichts (!) selbst veröffentlicht hat, inzwischen im Ernst wieder wie am Anfang als Verfasser der ihm sämtlich doch nur angedichteten Geschichten.

Die Stadt Bodenwerder kannte bisher nur diese Schrift. Sie vermarktet verständlicherweise ihren berühmten früheren Bürger mit den nicht von ihm erfundenen Gestalten, die vom ersten Buch an viele Maler und Bildhauer inspiriert haben. Die Weserstadt konnte sich dabei auch von der Stadt Bremen ermutigen lassen, die vier tierische „Musikanten“ sogar weiterverkaufbar als Wahrzeichen vereinnahmt, obwohl Esel, Hund, Katze und Hahn ihr ursprüngliches Märchenziel

Bremen gar nicht mehr erreichen wollten und sich mit einer Zwischenlösung zufrieden gaben.

Ich frage meine Leser: Muss alles wahr und beweisbar sein? Und ist das Bewiesene auch wahr? Die von Raspe und Dieterich herausgegebenen Geschichten waren reine dichterische Erfindungen. Wir haben uns daran gewöhnt, sie hinzunehmen. Wer ist berufen, den Wahrheitsgehalt bei dieser Literatur zuverlässig zu messen? Die vielen Variationen von späteren Münchhausiaden belegen: wahr wollen alle sein.

Der Baron hatte herausgefunden, dass edler Wein ihn zu unerhörten Freiheiten führen konnte. Rotweinsorten haben ihm dazu verholpen, Zeiten und Räume in alle Richtungen zu durchbrechen – was anderen Sterblichen allenfalls in Träumen gelingt.

Ich gebe jetzt von mir aufgefundenenes „Originalmaterial“ zu des echten Münchhausens Weinplaudereien frei, das nach einem mehrjährigem, aufwändigem „Entzifferungsverfahren“ veröffentlicht werden kann.

Darf das so spät über ihn Aufgefundene angezweifelt werden? Ist sein von mir rekonstruierter alternativer Lebenslauf näher an der Wirklichkeit des 18. Jahrhunderts – oder näher an unseren Träumen, näher an der Weser, an Bodenwerder, näher am Harz und an Göttingen, näher bei uns?

Ich glaube „meinem“ Münchhausen – und überlasse es Berufsauslegern, Literatur- und Heimatforschern, Kritikern und anderen Bescheid- und Besserwissern, Besonderheiten, Ähnlichkeiten und Unterschiede, vielleicht auch seine Einordnung in neue literarische Kategorien, nachschürfend (v)erforschend herauszufinden.

Unvermeidbar wird dieses Buch schwindelerregend viele Seminare, Symposien, Dissertations- und Habilitationsthemen anregen. Dabei zielt es nur auf unbefangene Leserinnen und Leser in der Hoffnung, dass sie meiner Textbearbeitung und meiner Sprache zustimmen.

Leser finden die in den Münchhausen-Büchern von 1786 und 1788 stehende Behauptung „Mit meinen Liebes-Abentheuern pflege ich nie großzutun“ jetzt ins pure Gegenteil verwandelt. Für mich sind die geheimnisreichen Eingebungen unserer Sinne kostbare und schützenswerte Naturwunder, die ich staunend bewundere. Wenn ich über inniges zwischenmenschliches Geschehen schreibe, soll es niemanden verletzen. Ich will auch anderen Mut machen, ähnlich unverkrampft darüber zu sprechen und zu schreiben und sich nicht anstecken zu lassen von Autoren, die diese schönen Dinge in den Gossendreck ziehen. Wir müssen uns auch hierbei gegen den Beweis wehren, dass wir zur sinnlosen Selbstzerstörung fähig sind. Das schreibe

ich auch in Bewunderung für den großen, letztlich unglücklichen Dichter Gottfried August Bürger, dem ich mich besonders in seinen Liebesgedichten verbunden fühle und dem ich wünsche, dass mehr Leser diese große Literatur entdecken.

Ich widme dieses Buch meinem Wein-Freund Münchhausen, den Schriftsteller und der Göttinger Verleger schwer enttäuscht haben. Neben ihm widme ich es allen, die sich in den geschilderten Frauen und Männern wiedererkennen oder sich von ihnen angeregt fühlen. Das Publikum entscheidet, welchen Münchhausen es „echter“ oder interessanter findet: den Kriegs- und Jagdbegeisterten, der unbeachtet Tiere quält und für Frauen beleidigend wenig übrig hat, seine Heimat und ihre Umgebung vernachlässigt und heute menschlich und männlich wenig anziehend wirkt — oder den uns besser vorstellbaren anderen Münchhausen mit einer ganz anderen Biografie.

Wir staunen jetzt darüber, was der für uns neue Münchhausen damals vor seinen Zuhörern alles ausplauderte. Dieser Zuhörerkreis ist wieder unbegrenztbar erweitert.

Ohne den in der Buchbranche nötigen Werbe-Etat und ohne namhafte Fürsprecher wird es mit dem jetzt angezielten Bucherfolg vorhersehbar lange dauern; ich werde es womöglich nicht mehr erleben und würde damit in bester Künstler-Gesellschaft bleiben. Ich freue mich auf meinen Nachruhm.

(Mein Pseudonym erinnert an die Eltern meiner Mutter: den Westfalen Johann Anton de Haan (1880-1952), dessen Vorfahren aus Holland stammten, und die Rheinländerin Philippina Maria, geb. Pfleging (1884-1946). Von meinem Großvater hörte ich die ersten Abenteuergeschichten von Münchhausen.)

Am Ende gebe ich allen Lesern noch einmal Münchhausens Rat mit auf den Lebensweg:

Pfeift auf die Wirklichkeit. Liebt und lebt Eure Träume!

Göttingen, im Herbst 2013

© Willem de Haan / Helmut W. Brinks

Hauptsächliche Quellen:

Vade Mecum für lustige Leute, Berlin 1777 ff.

Wunderbare Reisen zu Wasser und Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freyherrn von Münchhausen, wie er dieselben bey der Flasche im Cirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. London (Göttingen) 1786. (Faksimile).

2. Auflage Göttingen 1788. 3. Auflage Göttingen 1813

Ludwig Christian Althof: Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen G.A.Bürgers, nebst einem Beitrage zur Charakteristik desselben. Göttingen 1798.

Gottfried August Bürgers letztes Manuscript. Supplement zu „Bürgers sämtlichen Werken“, (Brief an Elise vom 29.11.1791) Leipzig 1846

Adolf Strodtmann: Briefe von und an Gottfried August Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Aus dem Nachlasse Bürger's und anderen, meist handschriftlichen Quellen. 4 Bde., Berlin 1874.

Karl Müller-Fraureuth; Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen, Repro der Ausgabe von 1881

Ernst Consentius: „Bürgers Lebensbild“ — *n. Biografien u. Zeitzeugenberichten* „mit Anmerkungen“ in E. Consentius (Hg.): „Bürgers Gedichte“, Berlin u.a. 1909.

Werner R. Schweizer: Münchhausen und Münchhausiaden, Werden und Schicksale einer deutsch-englischen Burleske, Bern 1969

Erwin Wackermann: Münchhausiana. Bibliographie der Münchhausen-Ausgaben und Münchhausiaden. Stuttgart 1969/1978.

Ulrich Joost (Hg.): Mein charmantes Geldmännchen, Gottfried August Bürgers Briefwechsel mit seinem Verleger Dieterich, Göttingen 1988.

Günter Häntzschel: Gottfried August Bürger. München 1988

Georg Christoph Lichtenberg: Schriften und Briefe, 6 Bde., Wolfgang Promies (Hg.), München und Wien 1992, Liz.Ausg. Zweitausendeins, Frankfurt a.M. 1994

Helmut Scherer: Gottfried August Bürger. Biografie. Berlin 1995

Bernhard Wiebel: Münchhausen Raspe Bürger: Ein phantastisches Triumvirat. Einblick in die Münchhausen-Szene und die Münchhausen-Forschung mit einem besonderen Blick auf R. E. Raspe. In: Münchhausen — Vom Jägerlatein zum Weltbestseller. Göttingen 1998.

Andrea Linnebach, Hg.: Der Münchhausen-Autor Rudolf Erich Raspe, Kassel 2005

Urs Schmidt-Tollgrave: Heinrich Christian Boie, Biografie, Husum 2004-2007

Walter Schübler: Gottfried August Bürger. Biografie, Berlin 2008.

Helmut W. Brinks: Zwölf Lebensbilder... Darin Biografien mit Werkbeispielen von G. A. Bürger und G. Chr. Lichtenberg. Göttingen 2010.

Leserinnen und Leser können ihr Lesevergnügen am Münchhausenbuch steigern, wenn sie spielerisch mit Figuren aus den Geschichten essen gehen, einen Abend oder ein Wochenende in Paris oder Rom oder auf ihrem Balkon verbringen. Eine TV-Produktion oder ein Musical käme mit geringem Aufwand zu Geschichten, die sich erst in den Köpfen der Zuschauer zu Bildern formen — wenn Münchhausen amüsierten Frauen und Männern beim Schmausen, Trinken und Flirten anregend erzählt.

Sie können auch das Casting für die Darsteller der nächsten Verfilmungen übernehmen und sich in Ihrer Fantasie nicht abschrecken lassen, wenn Sie etwa hören oder lesen, dass neben den Statisten nur wenige Hauptdarsteller honoriert werden können und dass jede wichtige Figur deshalb mehrere Rollen übernehmen muss. Schauspieler und Maskenbildner lieben das durchaus.

Machen Sie sich ein Spiel daraus, Ihren eigenen Namen oder den von Freunden in die Rollentauschliste auf der nächsten Seite einzusetzen.

Der 81-Jährige (2013) übernimmt jährlich wenige Lesungen aus diesem (gedruckt nicht erhältlichem) Buch. Ein die Reise lohnendes Honorar, freundliche Behandlung und die Übernahme der Reisekosten setzt er voraus. Unwichtig ist ihm dabei die Zuhörerzahl. Der Rahmen kann ein edler Schmaus sein, ein privates Fest oder eine Kleinbühne. Oder etwas ganz anderes ...

Willem de Haan ist erreichbar: wimdehaan@web.de

Möglicher Figuren-Austausch der handelnden Personen

(Gedankenspiel; Casting für Film, Aufführung ...)

Katharina Elizabeth I. Kallipygos Inge Muriel	Mme Cloé Baronin R. Camilla Lydia Pandua	Maharani Nemesis Inez Tuka Tuka Göttin	Murani Amaryllis Jelena Carola Jasmin	Angelina Gertrud Lanukaja Samutha Joanna
Dagmar Elke Doina Judith Dorothee	Roswitha Trudchen Eskimofrau Göttin Mahajusha	Doris Gabi Aygül Eve-Marie Bärbel	Wanda Ewa Madelaine Sultanmutter Elisabeth	Anna Louise Mechthild Radja Elizabeth B.
Ludmilla Rahel Sappho Tulka Mathilde	Natascha Gloria Amora Yuma Julia	Simone Tanjika Rocca Mirabilis	Vivienne Swantje Paola Janne	Wendelgard Sybille Eskimofrau Nadine
Sultan Pascha Michael Byron Gregorij	Cotta Dodo Fjodor Abt Franziskus	Donnerer Exilkönig Zauberer Hafensoldat Lothar	Papa Berg George Großwesir Hermes Lichtenberg	Goethe Graf Otto Heine Homer Voltaire
Casanova Kapitän Andersen G.A.Bürger griech.Gott	Cervantes Puschkin Lindemann Rothschild Steertkotten	Admiral Schiller Kölner Wirt Scheepers Kronprinz	Deutschamerikaner Archäologe Steertkotten jr. Pascha-Double Münchhausen	

... ..

REGISTER

PERSONEN

Alexandra, Hofdame **Alisha**, Haremsfrau. **Amaryllis**, Haremsfrau **Amora**, Inderin. **Andersen**, Hans Christian, dän. Schriftsteller. **Angelina**, Vorsteherin der Stiftsfrauen **Aphrodite**, Göttin der Liebe **Aygül**, Haremsfrau. **Balzac**, Honoré de, franz. Dichter. **Barrett**, Elizabeth, engl. Dichterin (spätere Browning). **Berg**, „Papa Berg“, evgl. Geistlicher. **Bärbel Steertkotten**. **Berthold**, Graf. **Börne**, Ludwig, dt. Schriftsteller. **Brontë**, Charlotte, engl. Schriftstellerin. **Brueghel**, Pieter, d. Ä. Maler **Brueghel**, Pieter, d. J. Maler. **Bürger**, Gottfried August, Dichter. **Byron**, George Gordon, Lord, engl. Dichter. **Camilla**, Kammersängerin. **Carola**, Exil-Prinzessin in Ungarn. **Carolus**, Kosenname der Zarin für Münchhausen. **Casanova**, Giacomo, ital. Abenteurer und Intellektueller. **Cervantes Saavedra**, Miguel de, span. Dichter. **Dach**, Simon, Dichter. **Dagmar**, dän. Prinzessin. **de Beuyters**, Anna Louise. **de Haan**, Anton, Willem de Haans Großvater. **de Haan**, Piet, Aufzeichner von Münchhausens Erzählabenden. **de Haan**, Willem, Entdecker und Bearbeiter der Münchhausiaden. **Dieterich**, Gött. Verleger. **Dodo**, siehe Prachtstein. **Doina**, rumän. Hofdame **Dorothee**, Tochter des Göttinger Archäologen, später verh. **Battista**. **Dostojewskij**, Fjodor Michajlowitsch, russ. Schriftsteller. **Eckermann**, Johann Peter, Goethes Mitarbeiter. **Elisabeth**, Freundin von Roswitha **Elizabeth I.**, engl. Königin. **Elizabeth** s. Barrett. **Elke** aus Hehlen. **Esperanza**, junge span. Liebedienerin. **Eulenspiegel**, deftiger Spaßvogel. **Eve-Marie** (Gräfin von Solanne). **Ewa**, Freundin von Prinzessin Wanda. **Fjodor Iwanowitsch**, Großfürst in Sankt Petersburg. „**Franziskus**“, Kaplan. **Frieder**, Rufname für H.K.Friedrich von Münchhausen. **Gabi Steertkotten**, spätere Gastwirtin in Göttingen. **Gertrud**, Köchin im Bodenwerderer Herrenhaus. **Gleim**, Johann Wilhelm Ludwig, Dichter **Gloria Margerita**, Burgherrin **Goethe**, Johann Wolfgang von, Geheimrat, Minister, Dichter. **Gregorij**, Bettler mit Vorgeschichte. **Gülnaz**, Haremsfrau. **Hanna**, Magd bei Steertkotten. Hans **von Aachen**, Maler. **Haruni**, Titel für Münchhausen. **Heine**, Heinrich, Dichter. **Hermes**, griechischer Gott. **Hoffmann von Fallersleben**, August Heinr., Dichter. **Holstein**, Dr. Hermann, Kurort-Planer. **Homer**, griech. Dichter. **Hoppenstedt**, Apotheker in Bodenwerder. **Huntingham**, Lord George, Schotte. **Inez**, span. Prinzessin. **Inge**, Freundin von Bärbel und Gabi. **Janne**, Freundin von Bärbel und Gabi. **Jelena**, russ. Braut. **Joanna**, portugies. Haremsfrau. **Judith**, niederl. Prinzessin. **Julia**, Freudenmädchen. **Jurij**, russ. Knecht. **Katharina II**, Zarin (fr. Prinz. Sophie Friederike Auguste v. Anhalt-Zerbst). **Kästner**, Abraham, Göttinger Professor, Mathematiker. **Klopstock**, Friedrich Gottlieb, Dichter. **Körner**, Theodor, Dichter. **Kumaya**, Haremsdame. **Lanukaja**, Eskimofrau. **Lessing**, Gotthold Ephraim, Dichter. **Lichtenberg**, Georg Christoph, Schriftsteller u. Wissenschaftler. **Lindemann**, Schorse, Lehrer in Bodenwerder. **Lothar**, Knecht bei Münchhausens. **Lovis**, Weinhändler aus Straßburg. **Ludmilla**, vormalige Köchin in Bodenwerder. **Lydia**, verführerische Frau in einer südl. Stadt. **Mahajusha**, pers. Prinzessin. **Maike**, Magd in Bodenwerder. **Mallarmé**, Stéphane, franz. Dichter. **Mario**, Schweizer Konstrukteur. **Mars / Ares**, röm./griech. Kriegsgott.

Mechthild, Gespielin aus einem Nachbarort. **Münchhausen**, Hieronymus, Carl Friedrich („Frieder“). **Murani**, Bauchtänzerin. **Muriel**, Lady, Schottin. **Nadil**, Haremsfrau des Großwesirs. **Nadine**, Hexe/Waldfee/Teufelin. **Natascha**, Schöne aus dem Damenstift. **Nonna**, Gärtnerin im Harem. „**Odysseus**“,

scherzhafter Name der Burgfrau für Münchhausen. **Offi**, Kosenname für die spätere Katharina II. **Offenbach**, Jacques, Cölner Komponist, erfolgreich bes. in Frankreich **Paola**, Sizilianerin. **Pandua**, Tochter des Maharadschas. **Patagonne**, Weinhändler aus Straßburg. **Poe**, Edgar Allen, engl. Dichter. **Polo**, Marco, Weltreisender, venetian. Kaufmann. **Prachtstein**, Graf Dodo. **Puschkin**, Alexandre Sergejewitsch, russ. Dichter. **Radja**, Inderin. **Raspe**, Rudolf Erich, Professor u. Schriftsteller, später im engl. Exil. **Rembrandt van Rijn**, Harmenszoon, niederl. Maler. **Robert**, Rahel (später Varnhagen v. Ense). **Rocca**, dicke Soldatin. **Rosalie**, verblichene Erbtante. **Roswitha**, Gräfin in der Oberpfalz. **Rothschild**, Amschel Meyer, Baron, Bankier in Frankfurt a. M. **Rothschild**, Baronin. **Rubens**, Peter Paul, fläm. Maler. **Rusha**, Haremsfrau des Sultans. **Samira**, arab. Haremsfrau. **Samutha**, Inderin. **Sappho**, griech. Dichterin. **Schiller**, Friedrich von, Dichter. **Schmitz**, Hannes, s. Gregorij. **Schubart**, Christian Friederich Daniel, Dichter. **Shakespeare**, William, engl. Dichter. **Sibille**, Münchhausens Mutter. **Simone**, Journalistin. **Steertkotten**, Jan, Fischzüchter in Holzminden. **Steertkotten**, s. Bärbel St. s. Gabi St. **St. Martin**, Heiliger. **Sumayana**, Gärtnerin im Harem. **Susanne**, Nachbarskind. **Swantje**, Flämin. **Sybille**, griech. Heilkundige. **Tanjika**, Tatarin. **Theresia**, frühe Gespielin. **Tuka Tuka**, Südsee-Insulanerin. **Tulka**, Haremsfrau. **de Vega**, Lope, span. Dichter. **Villon**, François, franz. Dichter. **Vivienne**, Frau des Hafenkommendanten. **Voltaire**, franz. Philosoph u. Dichter. **Waikana Limu**, Name für Münchhausen. **Wanda**, poln. Prinzessin. **Wendelgard**, Mutter von Mechthild und Theresa. **Wieland**, Christoph Martin, Dichter. **Yuma**, afrik. Haremsfrau. **Zanuba**, Haremsfrau.

LÄNDER, LANDSCHAFTEN

Afrika, Ägypten, Aller, Amerika, Arabisches Meer, **Badisches Land**, Baltisches Meer (Ostsee), Bayern, Berge in Russland, Bengalen, warme und kalte Bode, Calenberger Land, China, Dänemark, Deutschland, deutsch 42 x, Donau, **England**, Europa, **Finnische Landschaft**, Frankreich 10 x, **Genfer See**, Goldenes Horn, Graubünden, Griechenland, **Harz**, Hessen, **Indien**, Inseln im asiatischen Meer, **Japan**, **Kaiserstuhl**, Kalte und Warme Bode, Kaukasus, Krim, **Leine**, Liechtenstein, Loch Ness, **Märkisches Land**, Marmarameer, Marokko, Mittelmeer, **Neue Welt**, Niederlande, Nil, Nildelta, Nordamerika, Norddeutschland, Nördliches Eismeer, **Oberpfalz**, Oder, **Osmanisches Reich** 13 x, **Pfalz**, Polen, **Rhein**, Russland, **Schottland**, Schwarzes Meer, Schwarzwald, Schweiz 7 x, Spanien, Süddeutschland, Südsee, **Tal der Düssel oder der Ruhr**, Thüringen, **Ungarn**, **Wallis**, Weser, Weserbergland.

STÄDTE, DÖRFER

Alexandria, **Baden-Baden** 7 x, Bodenwerder 21 x, Bremen 7 x, Bremerhaven, **Cairo**, Calcutta, Carlshafen, Cassel 3 x, Chicago, Chur, Cöln 4 x, Colombo, Constantinopel 4x, Copenhagen, Coplentz 5 x, **Damaskus**, Dresden, Düsseldorf, Duisburg, **Edinburgh**, Einbeck, Ephesus, **Florenz**, Fort Augustus, Frankfurt am Main, **Göttingen** 37 x, **Hamburg**, Hameln, Hangtschu, Hannover 11 x, Hehlen (bei Bodenwerder) 5 x, Heidelberg 3 x, Herzberg 3 x, Hildesheim, Höxter 2 x, Holzminden 4 x, Inverness, Izmir, Kiew, Königsberg, Korinth, **Lausanne**, Lissabon, London, Lübeck, Lyon, **Mainz**, Manfredónia, Mannheim, Marseille, Moskau, München, Münden (Hannoversch), **New York**, Nordhausen, **Odessa**,

Paris 17 x, Philadelphia, Polle gegenüber Holzminden, Pymont, **Regensburg**, Riga, Rom, **Seb(w)astopol**, Spitzbergen, St. Peter (CH), Sankt Petersburg 17 x, Stettin, Straßburg 23 x, **Tanger**, Tarent, Thorn, **Venedig**, Versailles 4 x. **Weimar**, Wien, Wiesbaden

VÖLKER, VOLKSGRUPPEN

Afrikaner, Ägypter, **Amerikaner** 6 x, **Asiaten**, **Bayern**, **Chinesen** 14 x, **Deutsche / deutsch** 38 x, **Deutschamerikaner**, **Engländer** 5 x, **Eskimos** 11 x, **Franzosen** 11 x, **Griechen**, **Holländer**, **Italiener** 34 x, **Marokkaner**, **Mecklenburger**, **Mittleuropäer**, **Österreicher** 4 x, **Polen**, **Portugiesen**, **Rheinländer**, **Russen**, **Schotten**, **Schweizer**, **Sizilianer**, **Spanier**, **Südamerikaner**, **Syrier**, **Tataren**, **Türken**, **Ungarn**, **Westfalen** 2 x.

SPRACHEN

Arabisch, **Ägyptisch**, **Bairisch**, **Cölnisch**, **Deutsch**, **Englisch**, **Französisch** 19 x, **Griechisch**, **Hessisch**, **Holländisch**, **Latein**, **Plattdeutsch**, **Russisch**, **Schwäbisch**, **Schwyzertütsch**, **Spanisch**, **Sprache der Götter**, **die Sprache von Liebenden und Turtelnden jenseits des rationalen Verstehens**, **Türkisch**.

NAMENLOSE PERSONEN

Engl. „**Admiral**“, **Bärbels Bräutigam**, **Tänzer im Kirow-Ballett**, **Bräutigam**, **Indischer**, **Italienischer**, **Franz.**, **Engl.**, **Poln.**, **Russ. u. Dt. Botschafter**, **Dt.Am.**, **Dichter**, **Musiker**, **Double des Paschas**, **Exilkönig**, **Geheimdienstler**, **Glorias Sohn**, **Großer Donnerer (Chef der griech. Götter)**, **Großwesir**, **Hafenkommandant**, **Händler vom griech. Festland**, **Hofdamen**, **Hofkaplan**, **Ital. Stadtbere**, **Kaiserswerther Diakonissen**, **Kinder des Sultans**, **Kirchenbehörde in Hannover**, **Kinder der Zarin (Jugendgruppen)**, **Könige von Frankreich und von Spanien**, **Kronprinz von Frankreich**, **andere Künstler**, **Lehrerinnen im Harem**, **Leibwächterinnen**, **Maharadscha**, **Maharani**, **Mamelukken-Beys**, **Osmanische Ärzte**, **Pascha in Ägypten**, **Patriarch der russ.orthod. Kirche**, **franz. Schatzkanzler**, **Schweizer Heilkundige**, **Schwägerin des „Hafenkommandanten“**, **Soldat in Korinth**, **Soldat in Roccas Stadt**, **Steertkottens Sohn**, **Stiftsdamen**, **Sultan**, **Sultans Mutter**, **Ungarische Gräfin**, **Mahajushas Vater**, **franz. Werbespezialist**, **Wirtstochter in Heidelberg** — und überall mehrere andere Frauen ...



BÜCHER von Willem de Haan und Helmut W. Brinks
im **goettingerverlag** der Göttinger Literarischen Gesellschaft e.V.

Zur Scharfmühle 10, 37083 Göttingen, eM: goevag@gmail.com

Konto 5600 83 86 BLZ 260 500 01 Sparkasse Göttingen

Auf Rechnung oder durch Lastschrift. Versandkostenfrei - außer
für Buchhandel und Auslandskunden

Zwölf Lebensbilder – Künstler, Forscher, Banker, Politiker:

Clemens Brentano, Gottfried August Bürger, Wilhelm Busch,
Paul Ehrlich, Heinrich Heine, Salomon Heine,
Georg Chr. Lichtenberg, Rosa Luxemburg, Gustav Mahler,
Rainer Maria Rilke, Joachim Ringelnatz und „als böser Kontrast“:
Die geistige Welt des jungen Adolf Hitler. 248 S., 18,80 €

Lass sie fliegen, deine Fantasie! (Nicht nur für Jüngere)

Neue und alte, neu übersetzte Märchen • Abenteuer mit 23
Hunden • „Flugübungen fürs Bodenpersonal“ • Erzählbilder •
Sprüche fürs Leben • Von wegen klein • Geschichten zum Weiter-
schreiben • Friedensgedichte • Vorbilder • Ernstes und weniger
Ernstes • 244 S., 15,80 €

Laotse Tao te king – Vom Weg und für Unterwegs.

In unsere Sprache und Zeit übertragen von Helmut W. Brinks,
120 S., **12,40 €**

„Im Netz deiner Locken liegt ein König gefangen“.

Von Sulamith und Salomo. Altjüdische Liebes- und Hochzeits-
lieder, das „Hohelied“, rekonstruiert und für ein Fest gestaltet von
H. W. Brinks. Illustrationen von Lawrence Alma-Tadema, Frederic
Leighton und Anselm Feuerbach 43 S., gebunden, 11,80 €

Ade, mein Weib, lebwohl Paris!

Schauspiel zu Heinrich und Mathilde Heine. Szenen in Paris und
u.a. Göttingen. Von Willem de Haan. 136 S. 14,80 €

**Diese und weitere Veröffentlichungen sind als eBooks erhältlich und
aufgelistet unter Helmut W. Brinks bei www.xinxii.com**